

Mit Eric Pleskow unterwegs: Eine Reise durch die Zeit





Haltungsübung Nr. 2

Mund aufmachen.

Übung macht den Meister. Das gilt auch für unseren Kopf. Wir empfehlen dazu tägliche Haltungsübungen. Zum Beispiel: den Mund aufmachen. Immer und immer wieder. Wir üben das seit 1988.

derStandard.at



VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Jüdische Migrationsgeschichte

Die heurige Pessach-Ausgabe von NU stellt ein Thema in den Mittelpunkt, das die jüdische Gemeinschaft seit jeher beschäftigt: das Spannungsfeld zwischen Diaspora und Heimat. Warum leben Jüdinnen und Juden heute an welchen Orten der Welt? Sind sie dort beheimatet und wie sehr fühlen sie sich an dem jeweiligen Platz zu Hause? Immer wieder werden wir mit Fragen konfrontiert, wieso wir eigentlich hier leben – egal, an welchem Ort der Welt, oft gefolgt von der Belehrung, doch besser woanders hinzuziehen.

Am Beginn der jüdischen Migrationsgeschichte steht Pessach, das wir in Kürze feiern. Es ist ein Fest mit vielen Facetten und verschiedenen Auslegungen. Wir feiern das Ende des Sklavendaseins in Ägypten, den Aufbruch in die Freiheit als eigenes Volk, aber auch als Individuen. Die Juden wurden aus der Knechtschaft befreit und konnten als freie Menschen in ihr Land ziehen. Diese Geschichte des Auszugs aus Ägypten lesen wir jedes Jahr im Frühling, zu Pessach, im Rahmen eines großen Familienfestes. Le dor va dor, von Generation zu Generation soll diese Geschichte weitergegeben werden. Man besinnt sich auf die bittere Zeit der Unterdrückung und Entrechtung, um mit noch größerer Freude die Freiheit zu feiern, in der wir heute leben. Durch die Erzählung der Pessach-Geschichte sollen wir die Ereignisse nachvollziehen, um so zu empfinden, als ob wir selbst aus Ägypten ausgezogen wären. Pessach und die damit verbundenen Traditionen, wie sieben Tage lang kein Gesäuertes zu essen, sollen uns daran erinnern, dass die Freiheit, in der wir leben, nicht selbstverständlich ist. Wir müssen dankbar dafür sein, verantwortungsvoll damit umgehen und in diesem Sinn auch täglich für unser eigenes Handeln einstehen. Hier manifestiert sich ein wichtiger jüdischer Grundsatz: sich für eine bessere Welt einzusetzen und jeden Tag daran zu arbeiten.

Die vergangenen Monate waren überschattet von schmerzlichen Abschieden. Wir mussten uns für immer von Menschen trennen, die nicht nur liebe Freunde waren, sondern die auch mit **NU** verbunden waren. Den herausragenden israelischen Schriftsteller Amos Oz durften wir seit der Gründung unseres Magazins mehrmals zu spannenden Gesprächen einladen. Sein Tod hinterlässt eine immense Lücke in der Literaturwelt. Nur einen Tag nach seinem Weggehen hat uns Eva Twaroch viel zu früh verlassen, die auch für diese Ausgabe einen Beitrag aus Frankreich schreiben wollte. Um Elizabeth Toni Spira mussten wir erst kürzlich trauern. Auch sie haben wir im **NU** porträtiert. Ihre Familie war mit meiner bereits lange verbunden und im Jüdischen Museum zeigen wir bald eine Ausstellung über ihren Onkel Bil Spira, für die wir miteinander gearbeitet hatten. Schließlich haben sich meine beiden Eltern knapp nacheinander verabschiedet. Mein Vater, Kurt Spera, den wir in einer **NU**-Reportage über die jüdischen Kommunisten porträtiert hatten, war neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit intensiv als Zeitzeuge in Schulen unterwegs, zuletzt hat er vermehrt vor muslimischen Jugendgruppen über die Schoa und das jüdische Leben in Wien davor und danach gesprochen. Wir werden an sie denken, wenn wir in wenigen Tagen Pessach begehen, das Fest des Lebens und der Befreiung. In diesem Sinn wünsche ich Ihnen ein koscheres und fröhliches Pessachfest.

Exemplarische Annäherungen

Wie leben Jüdinnen und Juden heute in der Diaspora? Sind sie mit Antisemitismus konfrontiert? Beschützt sie die jeweilige Mehrheitsgesellschaft vor antijüdischen Attacken? Diesen komplexen Fragen können wir uns in unserem NU-Schwerpunkt freilich schon aus platzökonomischen Gründen nur exemplarisch nähern: mit sehr persönlichen Essays, Politikanalysen, Länder-Reportagen, Interviews, Kommentaren sowie Porträts von interessanten jüdischen Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur inner- und außerhalb unseres Themenschwerpunktes. Eines der Highlights ist die Gedankenreise, die der österreichisch-amerikanische, vielfache Oscar-Preisträger und Hollywood-Mogul Eric Pleskow mit seiner langjährigen Freundin Gabriele Flossmann unternahm. Anlässlich seines 95. Geburtstags im April sind die beiden unterwegs: in die Vergangenheit und in die Zukunft, mit Zwischenstationen im Jetzt, in dem nicht nur Österreich, sondern ganz Europa unter mehr oder weniger latentem Antisemitismus leidet. Und der kommt nicht mehr nur von rechts. In Italien etwa wählte ein Senator der linken Regierungspartei M5S (Fünf-Sterne-Bewegung) die hetzerischen „Protokolle der Weisen von Zion“ als Diskussionsbasis. Im Februar verließen in Großbritannien sieben Labour-Abgeordnete u.a. wegen zunehmend antiisraelischer und antijüdischer Tendenzen ihre Partei. Laut einer im Herbst 2018 durchgeführten Umfrage erwägen 37,5 Prozent der britischen Juden ernsthaft, auszuwandern, sollte Labour-Chef Jeremy Corbyn Premierminister werden. In Frankreich wiederum glauben laut einer aktuellen Umfrage 36 Prozent der Sympathisanten von Marine LePen, aber auch 33 Prozent der Anhänger der linken Partei „La France insoumise“ an die Existenz eines „zionistischen Komplotts auf globaler Ebene“.

Paris-Korrespondent Danny Leder liefert einen profunden Einblick in die brenzlige Lage der jüdischen Gemeinde in Frankreich. Viele ihrer Mitglieder denken an Emigration ins Gelobte Land. Gleichzeitig wählen hunderte junge Israelis freiwillig die Diaspora – in Ländern wie Deutschland und Österreich, die einst ihre Großeltern und Eltern demütigten, vertrieben, in Konzentrationslager sperrten, umbrachten. Natalie Portman emigrierte schon als kleines Mädchen mit ihren Eltern in die USA: Michael Pekler, langjähriger Filmkritiker, erfahrener Journalist und neuer NU-Chef vom Dienst, beschäftigt sich in seinem Porträt auch mit der Frage, warum der Hollywoodstar just mit der Verfilmung eines Romans von Amos Oz sein Regiedebüt gab.

„Das Wort Kompromiss bedeutet für mich Leben. Und das Gegenteil von einem Kompromiss sind nicht Idealismus und Treue, das Gegenteil von einem Kompromiss sind Fanatismus und Tod“, sagte der große israelische Schriftsteller und Friedensaktivist Amos Oz 2002 in seinen „Tübinger Poetik-Vorlesungen“, die unter dem Titel *Wie man Fanatiker kuriert* auch als Buch publiziert wurden. Mit Erlaubnis des Suhrkamp Verlags drucken wir in memoriam des im Dezember des Vorjahres verstorbenen Dichters und Denkers einen Ausschnitt aus seiner dritten Vorlesung ab. Mit seinem empathischen, klugen und leidenschaftlichen Appell an die Vernunft, an die Mitmenschlichkeit, an die Akzeptanz und Toleranz eröffnen wir unseren Schwerpunkt. Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein zu Diskussionen anregendes Lesevergnügen, vor allem aber: Pessach Sameach.

WIEN MOMENTE

Freizeit in Wien – so vielseitig wie Sie

Wien ist eine sehr lebendige Stadt mit einem vielfältigen Freizeitangebot – da bleibt keine Zeit für Langeweile. Egal ob Sie Lust auf Sport haben, kulturell interessiert sind oder einfach eine entspannte Zeit verbringen möchten: In Wien gibt es das ganze Jahr über interessante Veranstaltungen und immer viel zu erleben. Dank zahlreicher kostengünstiger und kostenloser Angebote bekommt man in Wien auch für wenig Geld sehr viel Freizeitvergnügen.

Mehr Infos auf:
www.freizeit.wien.gv.at und www.kultur.wien.gv.at

Stad**t**  **Wien**

In Memoriam Amos Oz „Wie man Fanatiker kurziert“.....	S. 6	Daniel Schwammenthal im Gespräch mit Michael Reinprecht	S. 26	Eurovision Song Contest Ljubiša Tošić über die Gesetze des Gesangswettbewerbs	S. 50
Schwerpunkt: Jüdisches Leben in der Diaspora		Regieren Juden die Welt? Essay von Alan M. Dershowitz	S. 28	ESC-Vorjahressiegerin Netta Barzilai im Gespräch mit Doris Priesching	S. 51
Die Diaspora in Zahlen.....	S. 8	Die Risse werden größer Eric Frey über das Verhältnis zwischen israelischen, amerikanischen und europäischen Juden	S. 30	Expandierende Aromen und sprudelnde Quellen René Wachtel über israelische Startups und Betriebsübernahmen	S. 52
Merkwürdigkeiten jüdischer Migration Kommentar von Martin Engelberg	S. 9	George Soros: Spekulant und Philantrop Ein Porträt von Hedi Schneid	S. 32	Kultur Frédéric-Gérard Kaczek, Leiter des Jüdischen Filmfestivals Wien, im Gespräch mit Michael Pekler	S. 53
Ausweitung der Gefahrenzone Danny Leder über die Situation in Frankreich.....	S. 10	Beschützt, aber nicht gleichberechtigt Gabriele Flossmann über Juden im Iran.....	S. 36	Theodor Much: Auch Juden wissen oft zu wenig übers Judentum von Andrea Schurian	S. 54
Noch nicht verschwunden Michael Pekler über Judentum in Indien.....	S. 13	Diaspora in Marokko: Gemischte Gefühle von Michael Reinprecht	S. 38	Parcours durch die Buchneuerscheinungen von Gregor Auenhammer	S. 56
Hans Hacker: Hundert Jahre und sehr weise von Georg Markus	S. 14	Für die Leichtigkeit des Lebens Kat Rohrer über Israelis in Europas	S. 40	Gespräche mit Werner Hanak, dem ehemaligen JMW-Chefkurator und Astrid Peterle, seiner Nachfolgerin von Thomas Trenkler	S. 58
Diasporismus: Dort wo wir leben, ist unser Land Ein Essay von Isabel Frey	S. 16	Unterwegs mit dem vielfachen Oscar-Preisträger Eric Pleskow von Gabriele Flossmann	S. 42	Arik Brauer: Diese ganze Welt male ich von Andrea Schurian	S. 60
Gestrandet in einer lebenswerten Stadt René Wachtel über österreichische Juden.....	S. 19	Israel Natalie Portman: Hier wie dort ein bisschen fremd von Michael Pekler	S. 46	Schätze einer vergangenen Welt Marie-Theres Arnbom über das Fotostudio Setzer	S. 63
„Bucharisch bleibt immer ein Teil von mir“: Begegnungen mit Wiens bucharischer Gemeinde von Mark Elias Napadenski und Nathan Spasić	S. 22	Kreatives Chaos für vier Räder René Wachtel über deutsche Autobauer im israelischen Silicon Valley	S. 48	Chassidische Weisheiten von Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg Zwei Juden, drei Meinungen.....	S. 64
Antisemitismus-Resolution Kommentar von Maram Stern	S. 24				
Kalter Wind Michael Reinprecht über Jüdischsein in Brüssel.....	S. 25				



Erscheinungsweise:
4 x jährlich
Nächste Ausgabe:
April 2019.
Auflage: 4.700

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

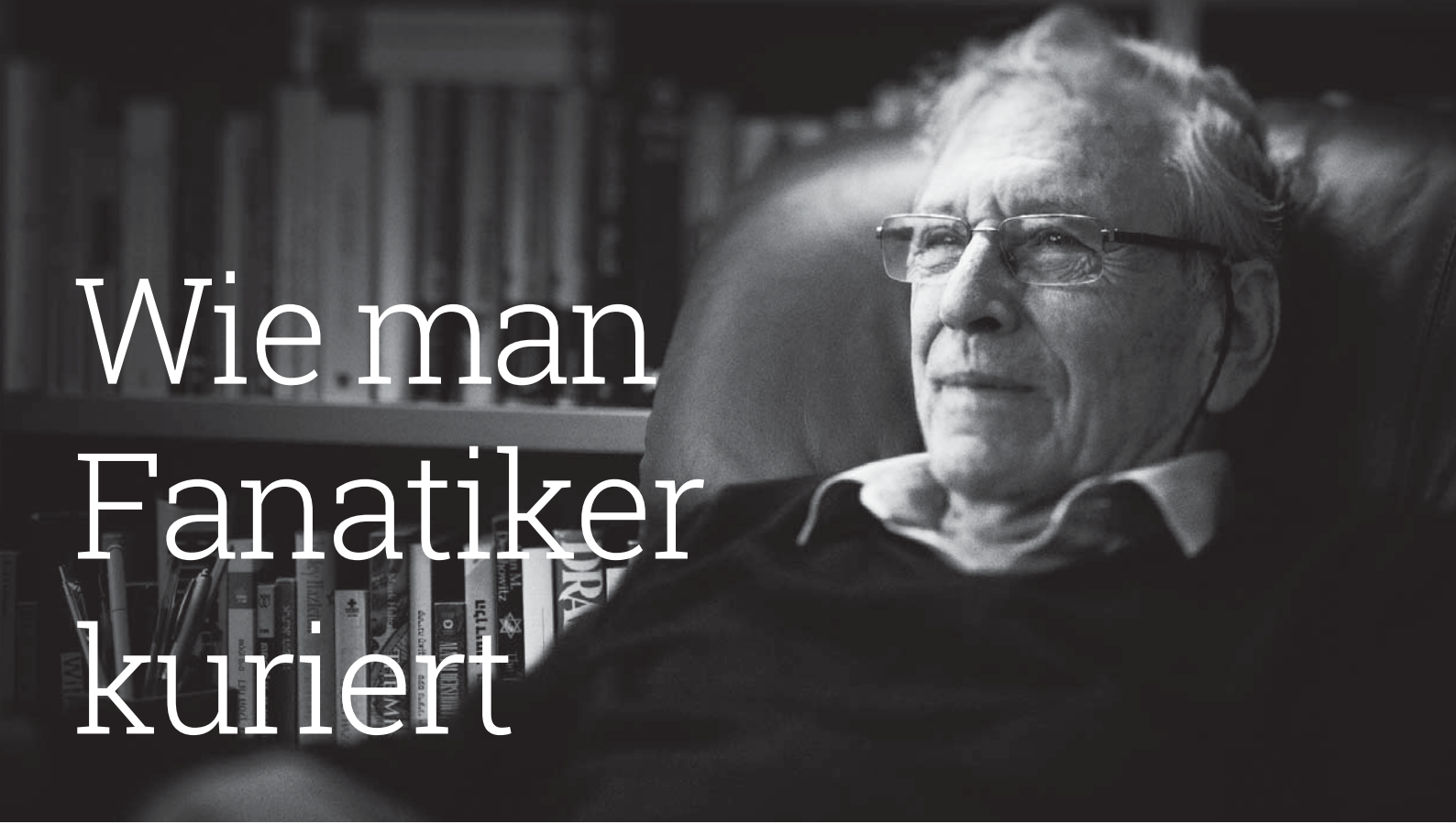
IBAN:
AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM

NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 18,-
Europäische Union: Euro 23,-
Außerhalb der EU: Euro 28,-

**ABO-SERVICE,
VERTRIEB &
ANZEIGEN**

Ronni Sinai
ronni.sinai@
nunu.at



Wie man Fanatiker kuriert

VON AMOS OZ

Meine Damen und Herren, gutmeinende Europäer, linksgerichtete Europäer, intellektuelle Europäer, liberale Europäer müssen immer zuallererst wissen, wer die Guten und wer die Bösen in dem Film sind. Nun, in dieser Hinsicht war Vietnam sehr leicht zu beurteilen, man wusste sehr gut, dass die vietnamesische Bevölkerung das Opfer und die Amerikaner auf der Seite der Bösen waren. Bei der Apartheid war es ebenso einfach. Es war leicht zu sagen, dass Apartheid Sünde ist, und der Kampf für nationale Befreiung, für Gleichberechtigung und menschliche Würde rechtens. Die Auseinandersetzung zwischen Kolonialismus und Imperialismus auf der einen Seite und den Opfern von Kolonialismus und Imperialismus auf der anderen Seite ist relativ simpel – man kann leicht sagen, wer die guten und wer die bösen Jungs sind. Wenn es um Grundlagen des israelisch-arabischen Konflikts geht, insbesondere des israelisch-palästinensischen Konflikts, dann liegen die Dinge nichtmehr so einfach. Und ich befürchte, daß ich die Angelegenheit mit meiner heutigen Vorlesung für Sie nicht einfacher machen werde, indem ich Ihnen sage: Das sind die Engel und das sind die Teufel, Sie müssen nur die Engel unterstützen, und das Gute wird

über das Böse siegen. So einfach ist das nicht, meine Freunde, so einfach nicht, weil es sich bei dem israelisch-palästinensischen Konflikt nicht um einen Wildwestfilm handelt. Es ist kein Kampf zwischen Gut und Böse. Ich betrachte ihn eher als eine Tragödie, im klassischen und präzisesten Sinn des Wortes Tragödie: ein Zusammenstoß zwischen Recht und Recht, ein Zusammenprall zwischen einem sehr starken, sehr nachhaltigen und sehr überzeugenden Anspruch und einem anderen, sehr unterschiedlichen, aber nicht weniger überzeugenden, nicht weniger starken, nicht weniger menschlichen Anspruch. Meine Damen und Herren, die Palästinenser sind in Palästina, weil Palästina ihr Heimatland ist und das einzige Heimatland der palästinensischen Menschen. In der gleichen Weise wie Holland das Heimatland der Holländer ist oder Schweden das Heimatland der Schweden. Die israeli-

schen Juden sind in Israel, weil es kein anderes Land in der Welt gibt, das die Juden als Volk, als Nation je Heimat nennen konnten. Als Individuen schon, aber nicht als Volk, nicht als Nation. Die Palästinenser haben – unfreiwillig – versucht, in anderen Ländern zu leben. Sie wurden von der sogenannten „arabischen Familie“ zurückgewiesen, manchmal sogar gedemütigt und verfolgt. Ihr „Palästinensertum“ wurde ihnen in der schmerzhaftesten Weise bewusst gemacht, sie waren nicht erwünscht als Libanesen, als Syrer, als Ägypter oder Irakis. Sie mussten auf die harte Tour lernen, dass sie Palästinenser sind und dass dies das einzige Land ist, in dem sie bleiben können. In einer sonderbaren Weise machten die Juden wie die Palästinenser im Laufe ihrer Geschichte eine nahezu parallele Erfahrung. Vor ungefähr siebenzig Jahren hat man die Juden, hat man meine Eltern praktisch aus Europa rausgeschmissen. Genauso wie die Palästinenser zunächst aus Palästina und dann aus den arabischen Ländern vertrieben oder zumindest nahezu vertrieben wurden. Als mein Vater ein kleiner Junge in Polen war, das hatte ich ja schon erzählt, sah man die Straßen Europas mit dem Schriftzugbedeckt: „Juden, geht nach Palästina“ oder manchmal sogar noch weniger freundlich: „Verdammte Juden, geht nach Pa-

Amos Oz

Wie man Fanatiker kuriert
edition suhrkamp

SV

lästina“. Fünfzig Jahre später, als mein Vater Europa wieder besuchte, waren die Wände mit dem Schriftzug bemalt: „Juden raus aus Palästina“.

Viele Menschen hier in Europa schicken mir immer wieder tolle Einladungen, um zusammen mit palästinensischen Partnern, Kollegen und Freunden ein rosiges Wochenende in einem reizenden Ferienort zu verbringen, damit wir einander kennenlernen, einander mögen lernen. Wir trinken gemeinsam eine Tasse Kaffee, wir stellen fest, dass keiner von uns Hörner hat oder einen Schwanz, und alle Probleme lösen sich in Wohlgefallen auf. Das basiert auf einer in Europa weitverbreiteten sentimental Vorstellung, dass nämlich jeder Konflikt im Grunde nie mehr ist als ein Missverständnis. Eine kleine Gruppentherapie, ein wenig psychologische Familienberatung, und jeder ist glücklich und zufrieden bis an sein Lebensende. Da habe ich wohl ein paar schlechte Nachrichten für Sie:

Ich befürchte, es gibt kein essentielles Missverständnis zwischen palästinensischen Arabern und israelischen Juden. Die Palästinenser wollen das Land haben, das sie Palästina nennen. Und sie haben gute Gründe, es zu beanspruchen. Die israelischen Juden wollen genau dasselbe Land aus exakt den gleichen Gründen, was ein völliges gegenseitiges Verständnis zwischen den beiden Parteien ermöglicht, und gleichzeitig ist es eine schreckliche Tragödie. Ströme von gemeinsam getrunkenem Kaffee können die Tragödie zweier Völker nicht vergessen machen, die dasselbe kleine Land als ihr einziges Heimatland auf der ganzen Welt für sich beanspruchen und meiner Meinung nach zu Recht beanspruchen. So ist es zwar wunderbar, gemeinsam Kaffee zu trinken, und dafür arbeite ich – insbesondere, wenn es sich um arabischen Kaffee handelt, der unendlich viel besser ist als israelischer –, aber Kaffee trinken kann keine Probleme aus der Welt schaffen. Wir brauchen

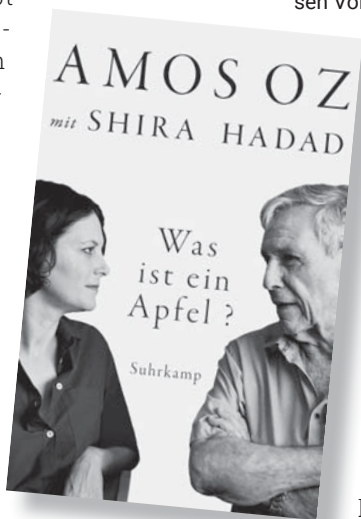
Amos Oz (1939–2018)

„Make peace, not war“ – immer wieder beschwor der große israelische Schriftsteller, Intellektuelle und Friedensaktivist Amos Oz in Vorträgen und Interviews diesen Leitsatz. „Macht Frieden, führt nicht Krieg“. Als er am 28. Dezember vergangenen Jahres seinem Krebsleiden erlag, war die Erschütterung nicht nur in Israel, sondern weltweit groß.

Der Sohn zionistischer Einwanderer aus Osteuropa wurde 1939 als Amos Klausner in Israel geboren; seinen Namen, unter dem er weltberühmt werden sollte und der auf Ivrit soviel wie „Mut, Stärke, Kraft“ bedeutet, erhielt er mit 14 Jahren im Kibbuz Hulda. Dorthin war er übersiedelt, nachdem sich seine Mutter das Leben genommen hatte – eine traumatische Erfahrung, für die „der Rauchmelder der Sprache“ (© Die Zeit) unter anderem in Geschichte von Liebe und Finsternis, einem der schönsten und beeindruckendsten autobiografischen Romane der Weltliteratur, bewegende Worte fand. „Amos Oz verstand es“, schrieb Anne-Catherine Simon in ihrem Nachruf in der Presse, „über den Schmerz zu schreiben“. Den Schmerz über persönliche Schicksalschläge, den Schmerz über den Nahostkonflikt, den Schmerz über Borniertheit, Lüge, den schleppenden Friedensprozess. Die Eskalation der Gewalt im Nahen Osten zwischen Israelis und Palästinensern bildet den Hintergrund für seine Tübinger Poetik-Vorlesungen im Jahr 2002. Der „Fanatismusexperte“, wie er sich mit einem kleinen Augenzwinkern bezeichnete, ging in diesen Vorlesungen, die unter dem Titel *Wie man Fanatiker kuriert* publiziert wurden,

den Ursachen und Konsequenzen des Fanatismus auf den Grund. Er spricht aber auch darüber, wie er schon als Jugendlicher im Kibbuz zu schreiben begann. Schreiben, sagte er immer wieder, sei seine Rettung gewesen, sich in andere hineinzuversetzen, ein Lebenskonzept. In Hulda fand der streitbare Mitbegründer von Shalom Achshav (Frieden jetzt) auch sein politisches Zuhause im Linkszionismus. Doch wirklich heimisch fühlte er sich, wie er einmal schrieb, in „der Atmosphäre der Ambivalenz“.

Dieser Tage erscheint in der Edition Suhrkamp posthum das Buch *Was ist ein Apfel?*: Es sind Gespräche, die Amos Oz seit 2014, während der Publikation des Romans *Judas* mit seiner Lektorin Shira Hadad führte. Amos Oz erzählt ohne Rücksicht auf falsche Konventionen von seinem bisherigen Leben, von privaten wie politischen Triumpfen und Niederlagen, literarischen Anfängerschwierigkeiten und ersten Erfolgen. Es ist, wie der Verlag in seiner Vorankündigung schreibt, Amos Oz für Anfänger und Fortgeschrittene. (Andrea Schurian)



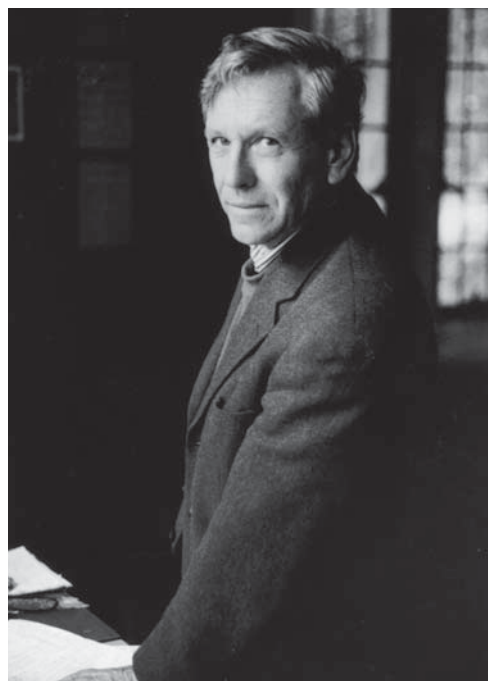
keine gemeinsamen Kaffeestunden und auch kein besseres gegenseitiges Verständnis, was wir brauchen, ist ein schmerzhafter Kompromiss. Und wie ich schon am letzten Abend hiergesagt habe, hat das Wort Kompromiss einen ungemein schlechten Ruf in der europäischen Gesellschaft, besonders unter den jungen Idealisten. Für sie sind Kompromisse Ausdruck von Opportunismus, sie betrachten sie als etwas Unehrenhaftes, etwas Kriecherisches und Fragwürdiges, ein Syndrom für Feigheit. Nicht so in meinem Vokabular. Das Wort Kompromiss bedeutet für mich Leben. Und das Gegenteil von einem Kompromiss sind nicht Idealismus und Treue, das

Gegenteil von einem Kompromiss sind Fanatismus und Tod. Und am letzten Abend habe ich über die Natur des Fanatismus gesprochen. Wir brauchen einen Kompromiss – einen Kompromiss, keine Kapitulation. Einen Kompromiss zuschließen heißt nicht, dass das palästinensische Volk irgendwann auf die Knie gehen soll, genauso wenig wie das israelisch-jüdische Volk. *nu*

**Amos Oz: *Wie man Fanatiker kuriert*
Tübinger Poetik Dozentur 2002**

Ausschnitt aus der 3. Vorlesung vom 23. Jänner 2002.

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags.
www.suhrkamp.de



Die Diaspora in Zahlen

Etwa 280.000 Juden und Jüdinnen gelang von 1933 bis 1945 die Flucht aus Nazideutschland in nahezu hundert Staaten auf fünf Kontinenten, geschätzte 100.000 davon emigrierten nach Lateinamerika, einer der prominentesten Österreicher unter ihnen war der Schriftsteller Stefan Zweig. Bitter, dass viele im Exil nach 1945 erst recht wieder mit ihren Peinigern Tür an Tür leben mussten, weil zahlreiche NS-Massenmörder von SS-Hilfsorganisationen nach Lateinamerika geschmuggelt worden waren.

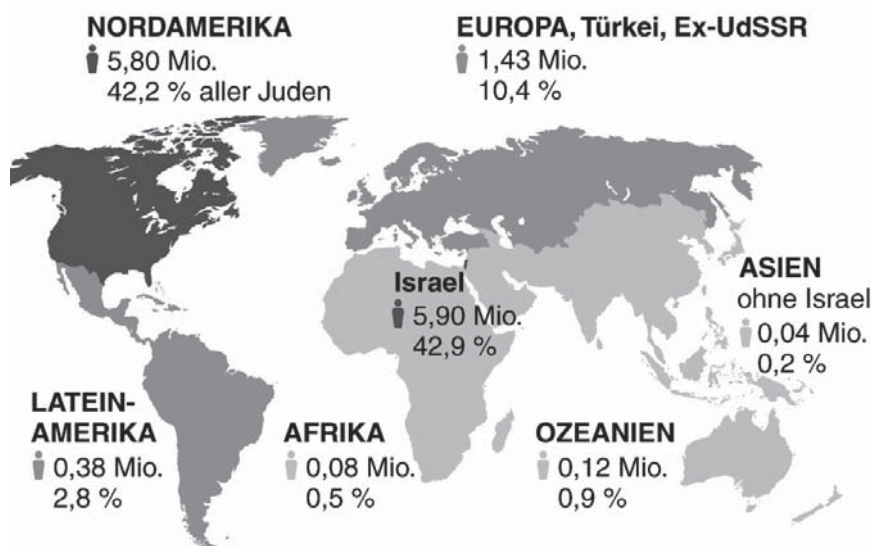
Heute bekennen sich etwa 0,2 Prozent der Weltbevölkerung zum Judentum. Nach letzten Studien nähert sich die jüdische Bevölkerung weltweit wieder dem Niveau, das sie vor der Schoa hatte. Die Zahlen schwanken zwischen 13,2 und 14,5 Millionen. Die meisten Jüdinnen und Juden leben in Israel (6,5 Millionen) und den USA (5,7 Millionen). Rund 475.000 Jüdinnen und Juden haben ihren Wohnsitz in Frankreich, in Kanada sind es 385.000, in Großbritannien 290.000 und in Russland 186.000. Die Zahl der in Deutschland lebenden Juden wird auf etwa 200.000 geschätzt, in Wien zählt die Israelitische Kultusgemeinde rund 8000 Mitglieder, insgesamt leben in Österreich etwa 15.000 bis 20.000 Menschen jüdischen Glaubens.

Die Herausforderungen einer statistischen Erhebung der geografischen Verteilung in der Welt sind vielfältig. Einige ultraorthodoxe Juden lehnen Volkszählungen als Sünde ab, dazu kommen Ungenauigkeiten aufgrund von Schätzungen, unüberprüfbaren Aussagen und nicht zuletzt aufgrund von Uneinigkeiten in Bezug auf die Definition von „Jude“. Wie das israelische Nachrichtenportal Ynet berichtet, basieren die Zahlen des Jerusalemer „Jewish People Policy Institute“ (JPPI) bei in Israel lebenden Juden auf halachischen Kriterien, bei Juden in der Diaspora jedoch auf deren Selbstidentifikation. Einer der führenden israelischen Demografieforscher, Sergio DellaPergola, sieht das kritisch: Wie in vielen Gesprächen zwischen Israel und der Diaspora gehe es auch hier wieder „um die ewig nicht zu beantwortende Frage: Wer ist Jude?“

So sagte der Historiker Tudor Parfitt, Direktor des Center of Global Jewish Communities an der Florida International University, bei einer Konferenz über judaisierende Bewegungen in Jerusalem, dass fast 14 Millionen Menschen weltweit überzeugt davon seien, mit Juden verwandt zu sein oder verlorenen jüdischen Stämmen anzugehören. Eine weitere Gruppe besteht aus Menschen, die sich „jüdisch fühlen“, ohne eine genetische Verwandtschaft zum

Jüdische Bevölkerung weltweit

Weltweit gibt es rund 14 Millionen Juden*. Davon in:



*Menschen, die sich als Juden bezeichnen

rundungsbed. Differenzen

dpa • 19068

Quelle: Berman Institute, University of Connecticut

Judentum anführen zu können. Zu den Menschen, die sich neuerdings mit dem Judentum identifizieren, gehören beispielsweise auch die Abuyadaya in Uganda, die sich dem Judentum angeschlossen haben, ohne sich als Abkömmlinge eines verlorenen Stammes zu sehen. Die Zahl der „Möchtegern-Juden“ sei, so Parfitt, damit fast so groß wie die der jüdischen Bevölkerung weltweit.

Mittlerweile steigt die Zahl der in Israel lebenden Juden, während die der Diaspora-Juden im Sinken begriffen ist. Einer der Gründe dafür ist der Antisemitismus, der viele Menschen zur Emigration nach Israel bewegt. (asch)



Merkwürdigkeiten jüdischer Migration

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Die Migrationsbewegungen von Juden, insbesondere von und nach Israel, wurden immer schon sehr unterschiedlich wahrgenommen. Sie kennen den Witz: Zwei Schiffe begegnen einander im östlichen Mittelmeer. Eines fährt nach Israel, das andere von Israel weg. Auf beiden Schiffen stehen die Menschen an der Reling, blicken mitleidig auf die Passagiere des jeweils anderen Schiffes und tippen sich auf die Stirn. Die Zahl der Juden, die nach Israel ein- oder von Israel auswandern, wurde immer auch für politische Agitation genutzt. Je nach Gesinnung.

Charakteristisch dafür war und ist die Diskussion über die Auswanderung von Juden aus Frankreich. Am Höhepunkt der Terroranschläge gegen jüdische Ziele wurde kolportiert, man würde in Israel zehntausende Emigranten erwarten. Eine beträchtliche Zahl angesichts von geschätzten 500.000 Juden, die insgesamt in Frankreich leben. Tatsächlich stieg die Zahl der Auswanderer im Schicksalsjahr 2015 gegenüber dem Vorjahr gar nicht an, sondern blieb mit zirka 6500 praktisch gleich. Inzwischen ist die Zahl, allen Unkenrufen zum Trotz, auf weniger als die Hälfte gefallen. Im Jahr 2018 sollen es etwa 2500 gewesen sein. Schätzungen zufolge – genaue Zahlen dazu sind nicht verfügbar – sind zwanzig bis dreißig Prozent der Auswanderer inzwischen wieder nach Frankreich zurückgekehrt.

Ganz allgemein wird von einer gestiegenen jüdischen Auswanderung aus Europa gesprochen. Nun kommt

es tatsächlich immer wieder zu einer etwas stärkeren Migration – in den Jahren 2014–2016 vor allem aus Frankreich, danach infolge der Krise mit Russland aus der Ukraine. Derzeit wandern vermehrt Juden aus Südamerika nach Israel ein.

Auch die Wiener jüdische Gemeinde ist von Abwanderung betroffen, aber mindestens ebenso stark ist die Zuwanderung. In vielen jüdischen Familien sind Kinder nach Israel oder in andere Länder ausgewandert. Gleichzeitig ist die Gemeinde jedoch – durch Zuwanderung – gewachsen und hat heute ungefähr 8000 Mitglieder. Dies vor allem durch eine eigene bemerkenswerte Migrationsgeschichte: Bucharische und georgische Juden wanderten in den 1970er- und 1980er-Jahren aus der Sowjetunion über Wien nach Israel aus. Einige fanden sich dort jedoch nicht zurecht und kamen wieder nach Wien, wo sie – erfolglos – für die Möglichkeit demonstrierten, in die UdSSR zurückfahren zu dürfen. Also siedelten sie sich in Wien an, mit der Zeit zogen immer mehr Familienangehörige und Freunde nach. So leben heute schätzungsweise 15.000 Juden in Österreich, von denen etwa ein Drittel aus den unterschiedlichen Regionen der ehemaligen Sowjetunion stammen.

Dazu kommt in den letzten Jahren eine steigende Zahl von Israelis, die sich in Wien niedergelassen haben. Da sie sich selten in der Kultusgemeinde registrieren, kennt man ihre genaue Zahl nicht. Aber die Chabad-Lubawitsch-Bewegung hat sich ihrer angenommen und veranstaltet zu jüdischen Feiertagen Feste, an denen

dann mehrere hundert Israelis teilnehmen.

Apropos Israelis, die aus Israel ausgewandert sind: Es wird geschätzt, dass 600.000 bis 750.000 Israelis im Ausland leben, vor allem in den USA, aber zunehmend auch in europäischen Ländern. Sie lösen damit einen umgekehrten Trend in Europa aus: Israelische Juden kehren nach Europa zurück, paradoxerweise ganz besonders viele just nach Berlin. Dort sind die Zuwanderer aus Israel zu einer veritablen eigenen Community mit geschätzten 15.000 bis 20.000 Mitgliedern angewachsen. Es leben nun also, durch Zuzug innerhalb relativ kurzer Zeit, mehr Israelis alleine in Berlin, als Juden in Österreich insgesamt.

Auch in Österreich könnte eine solche Entwicklung bevorstehen: Wird demnächst das neue Staatsbürgerschaftsgesetz beschlossen, gemäß dem auch Nachfahren von ehemaligen österreichischen Juden um die österreichische Staatsbürgerschaft ansuchen können, dann könnte das einen kleinen Run auf die österreichischen Botschaften und Konsulate auslösen. Wien ist inzwischen auch in den jüdischen Gemeinden in aller Welt als eine der lebenswertesten Städte bekannt geworden. Einer Stadt, die noch dazu mit einer bereits bestehenden, beachtlichen jüdischen Infrastruktur ausgestattet ist. Kämen nur halb so viele jüdische Menschen nach Wien wie bisher nach Berlin, könnte dies eine sehr positive Auswirkung auf die hiesige jüdische Community haben und die jüdische Gemeinde Österreichs von der Größe her wieder ins europäische Mittelfeld bringen.

nu



© SEBASTIEN MUYLAERT / ACTION PRESS / PICTUREDESK.COM

Ausweitung der Gefahrenzone

Gegen Antisemitismus in Frankreich: Gedenkmarsch für die ermordete Holocaust-Überlebende Mireille Knoll in Paris

VON DANNY LEDER, PARIS

Kürzlich wurde auf dem Pariser Vorstadt-Friedhof Bagneux für Mireille Knoll „Jorzajt“ begangen (wie das ein Jahr nach dem Tod zu erfolgende Totengedenken auf Jiddisch heißt). Die 85-jährige Rentnerin war im März 2018 im Beisein von Staatschef Emmanuel Macron zu Grabe getragen worden.

Knoll war vor einem Jahr in ihrer Wohnung in einem Pariser Gemeindebau durch elf Messerstiche getötet und anschließend verbrannt worden. Ein Nachbar, der 28-jährige, mehrfach vorbestrafte Yacine Mihoub, wurde festgenommen. Knoll pflegte mit dem Sohn einer algerischen Einwandererfamilie seit seiner Kindheit und bis zuletzt freundschaftlichen Umgang.

Mit Mihoub wurde auch ein 21-jähriger Obdachloser, Alex Carimbaccus, verhaftet. Die beiden hatten sich im Gefängnis kennengelernt. Mihoub hatte zuletzt eine Strafe abgesessen, weil er die zwölfjährige Tochter der Pflegehilfe von Mireille Knoll sexuell bedrängt hatte – was die in ihrem Denken eingeschränkte alte Dame nicht mehr richtig erfassen konnte. Carimbaccus sagte bei seiner Einvernahme aus, Mihoub habe, als er Knoll erstach, „Allahu akbar“ gerufen.

Knoll war die dreizehnte Person, die seit 2003 in Frankreich in einem Kontext

Bisher war es islamistisch aufgeheizter Hass, der die Juden bedrohte und aus Vorstädten vertrieb. Mit der Gelbwesten-Krise verbreiteten sich die Anfeindungen. Regierung, Opposition und Medien halten dagegen, aber ihr Einfluss auf jüngere Generationen schwindet.

getötet wurde, in der islamistisch aufgeheizter Juden Hass eine Rolle spielte. Wiederum ein Jahr zuvor, im April 2017, war eine jüdische Rentnerin, die 65-jährige Sarah Halimi, in ihrer Wohnung in einem Pariser Gemeindebau erschlagen worden. Bei dem Täter handelte es sich um einen 27-jährigen muslimischen Hausbewohner, der aus einer Familie aus Mali stammte. Der drogensüchtige und vorbestrafte Mann hatte, so berichteten Zeugen, seine einzige jüdische Nachbarin häufig als „Scheitan“ („Teufel“ auf Arabisch) beschimpft. Vor der Tat hatte er eine Fundamentalisten-Moschee aufgesucht.

Seien es nun derartige Impulsmorde im Nachbarschaftsbereich durch instabile Persönlichkeiten oder geplante Attacken auf Einrichtungen jüdischen Lebens durch bekennende Anhänger einer dschihadistischen Organisation – die Täter waren ausnahmslos junge Muslime, die sich fast immer zuvor an der Schnittstelle zwischen Kriminalität und Islamismus bewegt hatten.

Als Fernfolge der zweiten palästinensischen „Intifada“ in den von Israel besetzten palästinensischen Gebieten, also ab dem Jahr 2000, hatte sich in Frankreich der Alltag der Juden in Vierteln mit muslimischer Mehrheit zunehmend verdüstert. Jüdische Bewohner liefen Gefahr, beschimpft, angespuckt, bedroht und – in seltenen Fällen – sogar geschlagen zu werden. Das ist bei weitem nicht andauernd und überall der Fall, und es gibt Sozialbau-Siedlungen, in denen Juden noch immer in bestem Einvernehmen mit ihren muslimischen Nachbarn leben. Einige muslimische Gruppen und Persönlichkeiten engagieren sich gegen Juden Hass.

Die Behörden registrierten alljährlich, dass sich mindestens die Hälfte der als „rassistisch“ eingestuft Taten gegen Juden richteten – ein Bevölkerungssegment, das weniger als ein Prozent der Einwohnerschaft Frankreichs ausmacht. In den letzten zehn Jahren trug dieser Druck dazu bei, dass mindestens 50.000 Juden (von insgesamt einer hal-

ben Million) ihren Wohnort wechselten – ein Teil durch Umzug innerhalb Frankreichs und ein Teil durch Auswanderung nach Israel, Großbritannien oder den USA.

Die Ermordung von Knoll wurde allerdings als besonderer Einschnitt empfunden – weil sie einer bereits langen Liste an Opfern folgte, und weil Knoll während ihrer Pariser Kindheit nur knapp der Deportation entkommen war (nunmehr sind die allermeisten Juden Frankreichs Nachfahren von Familien, die erst nach dem Krieg aus Nordafrika einwanderten). Mireille Knoll war außerdem mit einem aus Österreich stammenden Auschwitz-Überlebenden, Kurt Knoll, verheiratet.

An dem Trauermarsch für Knoll, zu dem alle Spitzenpolitiker und Parteien Frankreichs aufgerufen hatten, nahmen rund zehntausend Menschen teil. Der Marsch offenbarte allerdings die Ratlosigkeit und Verwirrung, die in jüdischen Milieus und bei Leuten herrscht, die am Schicksal der Juden Anteilnahme zeigen. Es gab kaum Transparente oder Sprechchöre, wenige junge Menschen und auch keine ersichtliche gemeinsame Organisation. An einem Eck wurden der Linkstribun Jean-Luc Melenchon und seine Begleiter ausgebuht (wegen ihres anti-israelischen Aktivismus) und von einer rechtszionistischen Jugendgruppe aus der Demo verjagt. An einem anderen Eck wurden die Delegation des „Front national“ und Marine Le Pen ausgebuht und ebenfalls hinausgedrängt.

Übles Durcheinander

Man kann diese Aktionen gegen Melenchon und Le Pen als folgerichtigen Vollzug der vorangegangenen Entscheidung des Dachverbands der jüdischen Organisationen Frankreichs (CRIF) interpretieren. Der CRIF hatte die beiden radikalen Parteien absichtlich nicht eingeladen. Aber die Delegationen dieser Parteien wurden in einem üblen Durcheinander von jeweils gegensätzlichen jüdischen Demonstranten-Gruppen angegriffen, während etliche Marschierer, darunter die Söhne

von Mireille Knoll, dies bedauerten und niemandem die Teilnahme verweigern wollten.

Fast ein Jahr später, im vergangenen Februar, stellte sich diese Problematik vor dem Hintergrund der Gelbwesten-Krise wieder ein. Neben linksradikalen Kräften hatten auch ultrarechte Grüppchen und Anhänger des jüdenfeindlichen, franko-afrikanischen Politikabettisten Dieudonné (siehe unten)



Alain Finkielkraut wurde von den „Gelbwesten“ als dreckiger Zionist“ beschimpft

die strukturlose und thematisch wirre Gelbwesten-Bewegung ansatzweise unterwandert. Bei einigen Aktionen wurden antijüdische Schmähungen laut. In Straßburg hatten Gelbwesten, die an einer Synagoge vorbeizogen, Gläubige bedroht.

Gleichzeitig waren in einer Pariser Vorstadt Gedenkbäume für einen ermordeten jungen Juden, Ilan Halimi, umgesägt worden. Der 24-jährige Halimi, der aus einer marokkanischen Familie stammte und als Angestellter in einem Handy-Laden arbeitete, war 2006 von einer Jugend-Clique unter Anleitung eines muslimischen Judenhassers entführt worden. An Halimis angeblich reiche, weil jüdische Familie erging eine wirre Lösegeldforderung, die seine Mutter, eine Alleinerzieherin, nie zahlen hätte können. Halimi wurde zu Tode gefoltert.

Obendrein wurde im Februar der Be-

hördenbericht publik, der für das Jahr 2018 eine Zunahme der antisemitischen Taten um 74 Prozent gegenüber 2017 verzeichnet hatte. Präsident Macron und seine Regierung reagierten mit besonderem Nachdruck, wohl auch in der Absicht, die Gelbwesten generell zu diskreditieren. Der Regierungssprecher bezeichnete die Demos der Gelbwesten als Aufmärsche „brauner Horden“. Premierminister Edouard Philippe, begleitet von

der Hälfte der Regierung, und die vormaligen Präsidenten François Hollande und Nicolas Sarkozy beteiligten sich an einer All-Parteien-Kundgebung gegen den Antisemitismus, welche die sozialistische Opposition initiiert hatte. Das Thema Antisemitismus beherrschte über eine Woche lang die Berichterstattung der meisten Medien.

Einst tonangebende TV-Sender und Zeitungen greifen freilich kaum bei jüngeren Generationen. Auf Parteiführungen hören nur mehr handverlesene Kreise. Entsprechend bescheiden fiel die Teilnahme an der Pariser Kundgebung aus. Die Behörden sprachen von 20.000 Anwesenden, tatsächlich waren es aber weniger als 10.000. Die Stimmung war noch apathischer und es gab noch weniger junge Teilnehmer als bei dem Marsch nach der Ermordung von Mireille Knoll. Allerdings kamen in Dutzenden Provinzstädten, in denen oft

Finkielkraut blieb der anschließenden Kundgebung gegen Antisemitismus absichtlich fern. Der Essayist steht für wertkonservativen Patriotismus.



An der Trauerveranstaltung für Mireille Knoll am 28. März 2018 nahmen zehntausende Menschen teil.

nur wenige Juden leben, berührende Versammlungen mit jeweils hunderten Teilnehmern zustande. Stellenweise zeigten sich Gelbwesten solidarisch.

Zwei Tage zuvor hatte ein Zwischenfall die Öffentlichkeit zusätzlich unter Strom gesetzt. Ein prominenter jüdischer Intellektueller, Alain Finkelkraut, der eine Demo der „Gelbwesten“ zufällig gekreuzt hatte, wurde bedroht und als „dreckiger Zionist“ beschimpft.

Finkelkraut blieb aber der anschließenden Kundgebung gegen den Antisemitismus absichtlich fern. Der Essayist steht für wertkonservativen Patriotismus, äußert Vorbehalte gegenüber der seiner Meinung nach mangelnden Assimilierung von Migrantenkindern und kritisiert die, aus seiner Sicht, „Überheblichkeit“ der globalisierten Eliten – weswegen er auch anfänglich die Gelbwesten mit Sympathie betrachtete.

„Anti-Rassismus“ gegen Juden?

Finkelkraut wird zwar von Marine Le Pen umschmeichelt, er versteht sich aber als ihr Gegner. Allerdings betont Finkelkraut, es sei unzulässig, Marine Le Pen die Haltung ihres Vaters, des Parteigründers Jean-Marie Le Pen, vorzuwerfen. Wegen seiner Lobreden für das Pétain-Regime entzog Marine Le Pen

ihrem Vater die Parteimitgliedschaft. Finkelkraut beanstandete, dass Marine Le Pen nicht zur Kundgebung gegen den Antisemitismus eingeladen wurde (sie hielt ein eigenes Gedenken für die „Opfer des linksradikalen und islamischen Antisemitismus“ ab).

Ähnlich wie Le Pen wirft Finkelkraut der Linken und auch Macron vor, sie würden mit ihrem antifaschistischen und antirassistischen Jargon das Faktum verdecken, dass die aktuelle Bedrohung der Juden von Muslimen ausgehe. Der Anti-Rassismus-Diskurs würde sich gegen die Juden, wegen ihres Einstehens für Israel, wenden. Was den Peinigern der Juden auch noch „ein gutes Gewissen“ beschere. Macrons historische Verweise hält Finkelkraut für irreführendes „Gerede über die 1930er-Jahre“.

Aber dieser Vorwurf wirkt im Fall von Macron überzogen. So geißelte der Staatspräsident den „Antisemitismus, der auf radikalem Islamismus“ beruhe und sich „im Gewand des Antizionismus“ bloß neu präsentiere.

Freilich bestätigte sich die Annahme von Finkelkraut, bei seinen Angreifern unter den Gelbwesten dürfte es sich um Islamisten gehandelt haben. Der erste von der Polizei festgenommene Angrei-

fer entpuppte sich als Islam-Konvertit, eifernder Salafist und Fan des Kabarettisten Dieudonné M'Bala M'Bala.

Damit kommt ein ungewöhnliches Polit-Duo ins Spiel. Dieudonné (so auch sein Szene-Name), Sohn einer Französin und eines Kameruners, fasziniert ein zahlreiches, eher junges Publikum mit Shows, bei denen die Juden in mehr oder weniger expliziter Weise verhöhnt und unterschwellig bedroht werden. Er ist der Vertraute eines Neo-Nazis, Alain Soral, der ein Propaganda-Imperium im Web betreibt und ein Bündnis zwischen Jugendlichen aus muslimischen Familien und Rechtsradikalen anstrebt. Bisher konnten auch gerichtliche Verurteilungen wegen Verhetzung die Aktivitäten der beiden nicht stoppen.

Das Zweigespann Dieudonné-Soral hat eine eher informelle, aber weit gestreute Anhänger-Szene geschaffen. Diese rivalisiert mit linken Kräften um aufsässige, gesellschaftskritische Teile der Jugend. Damit könnte der tätige, real bedrohliche Juden Hass, der in den letzten Jahrzehnten fast nur im islamistischen Milieu verdingt, in anderen Bevölkerungskreisen zumindest auf Einverständnis stoßen – und die Isolierung der Juden unter den nachrückenden Generationen verschärfen.

nu

Die Ermordung von Knoll wurde als besonderer Einschnitt empfunden – weil sie einer bereits langen Liste an Opfern folgte, und weil Knoll während ihrer Pariser Kindheit nur knapp der Deportation entkommen war.

Noch nicht verschwunden: Juden in Indien



Kulturelle Blüte: Beni Israeli an der Jewish English School in Bombay, 1856.

Die jüdischen Gemeinden in Indien können auf eine jahrtausendealte Geschichte zurückblicken – noch, denn ihre Anzahl auf dem Subkontinent nimmt seit der Staatsgründung Israels stetig ab.

VON MICHAEL PEKLER

Manche Bezeichnungen sind trügerisch. Zum Beispiel „verschwindend gering“. Denn es macht einen großen Unterschied, ob eine Kultur- und Glaubensgemeinschaft in der Diaspora nur noch in Spuren vorhanden ist oder tatsächlich im Begriff ist zu verschwinden. So wie die jüdischen Gemeinden in Indien.

Dabei ist ihre Geschichte tausende Jahre alt. Sie ist relativ gut dokumentiert, es erscheinen regelmäßig Artikel und Reportagen. Korrespondenten meist westlicher Medien schicken Reiseberichte, Fotografen immer eindrucksvolle Bilder, denen allerdings oft ein gewisser Exotismus nicht abzusprechen ist. Dann sieht man etwa Aufnahmen der Bnei Menashe in Mizoram, dem indischen Bundesstaat im Nordosten des Landes, einklemmt zwischen Bangladesch und Myanmar. Hier und im benachbarten Manipur leben nach Angaben der letzten staatlichen Volkszählung ein paar tausend Jüdinnen und Juden. Die Schätzungen für ganz Indien belaufen sich auf nur noch knapp zehntausend, die Daten sind unterschiedlich, teils widersprüchlich, die Berichte erstaunlich.

Zum Beispiel jener über die zirka hundert Angehörigen der Bnei Menashe, die vor zwei Jahren ihre Alija nach Israel vollzogen, und der die bemerkenswerte Geschichte dieser Gruppe wieder ins Licht der Öffentlichkeit rückte: Bis ins 19. Jahrhundert dem Animismus folgend und später dem Christentum zugehörig, vertrauten die Bnei Menashe nämlich drei Jahre nach der Staatsgründung Israels einem Traum ihres Oberhauptes, der sein Volk darin als einen der verlorenen zehn Stämme nach Israel heimkehren

sah. Die darauffolgende Welle an Konversionen unter den erst später offiziell als Juden anerkannten Bnei Menashe führte gar zu politischen Verstimmungen zwischen Israel und Indien. Die enge wirtschaftliche und militärische Zusammenarbeit der beiden Hightech-Länder wurde dadurch natürlich nicht beeinträchtigt.

Die jüdische Diaspora in Indien ist in der Tat bemerkenswert. Das hat mit der politischen Geschichte des Subkontinents und seiner Befreiung vom britischen Imperialismus ebenso zu tun, wie mit seiner Bevölkerungsdichte sowie dem vorherrschenden Hinduismus und dem religiös-hierarchischen Kastensystem. Die Aufzeichnungen jüdischen Lebens in Indien beginnen mit der Ankunft der ersten und ältesten Gruppe vor 2500 Jahren in Kerala an der Südwestspitze des Landes, wo heute noch überdurchschnittlich viele Christen und Muslime leben. Der Alltag der Cochin-Juden, benannt nach der Hafenstadt Kochi, war geprägt von strikter Abgrenzung – heute sind fast alle Cochin nach Israel emigriert. Salman Rushdies Roman *Des Mauren letzter Seufzer* (1995) über die

Der Alltag der Cochin-Juden, benannt nach der Hafenstadt Kochi, war geprägt von strikter Abgrenzung – heute sind fast alle Cochin nach Israel emigriert.

Dynastie der Gewürzhändler von Kochi nimmt – anhand der Figur des Abraham Zogoiby – auch auf die Cochin Bezug.

Wie die Cochin können auch die Beni Israel auf eine lange Geschichte in Indien zurückblicken. Die „Söhne Israels“ glauben, dass ihre Vorfahren aus Galiläa 175 v. d. Z. südlich von Mumbai Schiffbruch erlitten. Sie errichteten in der heutigen Metropole eine Synagoge, waren kulturell und wirtschaftlich aktiv, brachten Bollywood-Schauspieler hervor, großartige Literaten wie Nissim Ezekiel und erfolgreiche Musiker – seit 1948 ist der Großteil auch von ihnen nach Israel ausgewandert.

Die jüngste Gruppe stellen die Baghdadi-Juden dar, die nicht aus Europa, sondern aus dem arabischen Raum nach Indien kamen und ein Zentrum in Kalkutta bildeten. Als Kaufleute zunächst überwiegend aus dem Irak und Syrien stammend, ist ihre Geschichte eng mit jener der britischen Ostindiengesellschaft verbunden – im Unterschied zur hinduistischen Bevölkerung wurden sie als Weiße angesehen und genossen weitgehend autonome Rechte. Im Gegensatz zu den Cochin-Juden und den Beni Israel wanderten die meisten Baghdadi in den Jahren nach der Unabhängigkeit Indiens deshalb nicht nach Israel, sondern in angelsächsische Länder aus.

Mit 1,3 Milliarden Einwohnern ist Indien das zweitbevölkerungsreichste Land der Erde und wird in wenigen Jahren China als bevölkerungsreichsten Staat überholen. Zugleich werden die auf dem Subkontinent in der Diaspora lebenden jüdischen Gruppierungen immer geringer. Verschwindend gering? Verschwunden sind sie noch nicht. Das ist zum Glück der große Unterschied. *nu*

Hundert Jahre und sehr weise

VON GEORG MARKUS

Die „k. u. k. Hof-Silberwarenfabrik Moritz Hacker“ war eine der angesehensten Metallerzeugungsfirmen in Wien, bis die Familie 1938 von den Nazis in die Flucht und in den Tod getrieben wurde. Hans ist der letzte Hacker, der diese Zeit noch erlebt hat und von der Verfolgung betroffen war. Heute lebt er in Kalifornien, kommt aber jedes Jahr nach Wien und Payerbach, um die Freunde, die ihm hier geblieben sind, wiederzusehen.

Die Reise zu den Stätten seiner Kindheit und Jugend wäre nichts Besonderes, würde Hans Hacker heuer nicht 100 Jahre alt. Er ist, wenn er mit seiner hohen, schlanken Figur forschen Schritts durch Wien marschiert, eine eindrucksvolle Erscheinung. Nicht minder eindrucksvoll ist's, wenn er aus seinem Leben erzählt. Schnell und wachsam ist sein Geist, treffsicher der Humor. Auf die Frage, ob er sich mit Österreich versöhnt hätte, sagt er: „Ich musste mich nicht versöhnen, ich war ja nie böse auf Österreich, Österreich war böse zu mir.“

Die von seinem Großvater Moritz Hacker gegründete Silberwarenfabrik



Hans Hacker, Jahrgang 1919, hängt immer noch an Wien, von wo er vor mehr als 80 Jahren vertrieben wurde. Dieser Tage kam er wie jedes Jahr wieder in seine alte Heimat. Das Porträt eines Grandseigneurs.

belieferte Hotels und Restaurants in allen Teilen der Monarchie mit Besteck und Tafelsilber, das Kolo Moser und andere prominente Künstler entworfen hatten. Die Firma wurde 1938 „arisiert“ und – wie so viele blühende Unternehmen – bald von den Nazis kaputtgewirtschaftet.

Kavallerie gegen Bomben

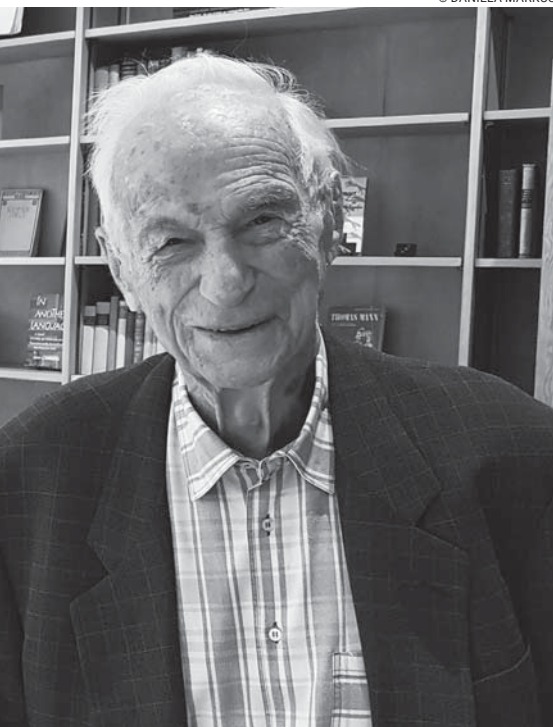
Hans Hacker wurde am 6. November 1919 in Wien geboren und musste bereits mit fünf Jahren den ersten Schicksalsschlag erleiden, als seine Mutter an Krebs starb. Er wuchs mit seinem um fünf Jahre älteren Bruder Friedrich in einem assimilierten Umfeld auf, der Vater kümmerte sich vor allem ums Geschäft, „für uns waren eine Köchin und ein paar Nachhilfelehrer da, bei denen wir nicht viel gelernt haben, eher haben wir denen das Bridgespielen beigebracht.“

Obwohl sie in einem gutsituierten Haushalt lebten, wurden die Söhne – das

war dem Vater besonders wichtig – zu absoluter Sparsamkeit angehalten. „Wir mussten, wenn wir einen Raum auch nur für kurze Zeit verließen, das Licht abdrehen, und im Restaurant bekamen wir nur die billigsten Speisen.“ Mit einem bitteren Lächeln kommentiert Hans Hacker heute, „dass wir letzten Endes für die Nazis gespart haben, und auch die Sparbücher, die unser Großvater für uns angelegt hat, kassierte dann der Herr Hitler“.

Nach der Matura am Gymnasium Stubenbastei wollte Hans Hacker Österreich gegen die nationalsozialistische Gefahr verteidigen. „Ich ging als Einjährig-Freiwilliger zur Kavallerie des Bundesheeres, was eine Schnapsidee war, da ich der einzige Kavallerist war, der nicht reiten konnte.“ Er verstand auch sonst wenig von militärischen Fragen, erkannte aber bald, „dass sich Österreich mit dieser Truppe vielleicht gegen Liechtenstein hätte verteidigen können, aber gegen

„Ich kenne kein Selbstmitleid, auch wenn das eine große Ungerechtigkeit war. Ich brauche keinen Reichtum, verzweifeln kann man nur daran, dass so viele meiner Angehörigen ermordet wurden.“



„Bis vor ein paar Jahren bin ich auf die Rax gestiegen“: Hans Hacker in Los Angeles, 2018.

stenz aufbaute. Er studierte Elektrotechnik, wurde Fabrikdirektor und war bis nach seinem 80. Geburtstag berufstätig.

Großer Bruder Friedrich

Sein Bruder wurde indes ein berühmter Psychiater: Friedrich Hacker, der in Wien noch Sigmund Freuds Vorlesungen besucht hatte, eröffnete in Los Angeles die renommierte Hacker Clinic, zu deren Patienten Hollywoodprominenz von Robert Mitchum über Judy Garland bis Ray Charles zählte. Ab den 1960er-Jahren der weltweit führende Terror- und Aggressionsforscher, half Friedrich Hacker den Mord an der Schauspielerin Sharon Tate und den Überfall auf die israelische Mannschaft bei den Olympischen Spielen in München aufzuklären. In der Wiener Berggasse ließ er als Präsident der Freud-Gesellschaft in den früheren Wohnräumen des „Vaters der Psychoanalyse“ das heutige Sigmund-Freud-Museum einrichten.

Die Hacker-Brüder flogen Jahr für Jahr gemeinsam nach Österreich, nach Friedrichs Tod im Jahr 1989 kam Hans weiterhin regelmäßig mit seiner Frau Lisl. Diese, gebürtige Wienerin wie er, hatte er mit 16 Jahren bei einer Vorstellung im Ronacher kennengelernt, danach waren sie 78 Jahre ein glückliches Paar mit zwei Söhnen: Michael lebt als Drehbuchautor in Los Angeles, Anthony als Psychologe in Seattle.

Seit Lisls Tod vor sechs Jahren kommt Hans Hacker jedes Jahr allein

nach Österreich, wohnt im Loos-Haus in Payerbach an der Rax, fährt aber fast täglich mit der Bahn nach Wien. Zu seinen Freunden zählten einst – wohl infolge seiner Weisheit und seines unverwundlichen Humors – Bruno Kreisky, Curd Jürgens, Susi Nicoletti und Helmut Qualtinger. Seit fünf Jahrzehnten ist Hugo Portisch einer der engsten Freunde, der „Hackers Verbundenheit mit Österreich bewundert. Hans nimmt an allem Anteil, das in diesem Land geschieht, und was dieses Land manchmal auch zu erleiden hat. Da leidet er mit und ist tief betroffen. Im Streitfall aber ist er immer auf Seiten Österreichs.“

Nebbich, jung geblieben

Fragt man Hans Hacker, wie er mit seinen fast hundert Jahren so jung geblieben ist, lacht er: „Nebbich, jung geblieben! Ich habe aktiv nichts dazu beigetragen, ich rauche, ich trinke – wenn auch in Maßen. Bis vor ein paar Jahren bin ich auf die Rax gestiegen und Ski gefahren, das ist alles.“

Ihm und seiner Familie wurde 1938 alles genommen, die Fabrik, ein großes Zinshaus neben der Staatsoper und vieles mehr. Zurückbekommen haben sie fast nichts. „Ich kenne kein Selbstmitleid, auch wenn das eine große Ungerechtigkeit war“, sagt er. „Ich brauch keinen Reichtum, verzweifeln kann man nur daran, dass so viele meiner Angehörigen ermordet wurden.“

Er fühlt sich wohl in Österreich, „auch wenn ich nicht vergessen habe, was damals geschehen ist. Das war ja nicht nur eine andere politische Partei, das war eine Bande von Mördern. Ich gehöre aber nicht zu denen, die der Enkelgeneration einen Vorwurf machen, die trifft keine Schuld. Schuld haben sie nur dann, wenn sich das wiederholt. Sicher muss man in einem Land, in dem all das passiert ist, sehr wachsam sein.“

Er hat schon das eine oder andere Seniorenheim in Wien besichtigt, sich dann aber dagegen entschieden. „Ich bin nicht der Typ dafür und habe beschlossen, mein Leben so fortzuführen, wie es jetzt ist.“

nu

sonst niemanden. Am 11. März 1938 mussten wir noch wie in einer schlechten Operette unsere Säbel schleifen, am nächsten Tag ist Hitler einmarschiert, und über unsere Kaserne in Stockerau flogen ein paar Dutzend Bombenflugzeuge. Und dennoch“, meint Hacker, „hätte sich Österreich verteidigen müssen. Man kann nicht sagen ‚Rot-Weiß-Rot bis in den Tod‘ und dann das Land kampfflos aufgeben.“

Während seine beiden Großmütter in Theresienstadt ermordet wurden und auch andere Verwandte dem Holocaust zum Opfer fielen, gelang Hans Hacker, seinem Vater und seinem Bruder die Flucht über Prag und London in die USA, wo er sich nach dem Krieg eine neue Exi-

Mit 16 Jahren im Ronacher kennengelernt und jahrzehntelang ein glückliches Paar: Lisl und Hans Hacker.



© PRIVAT

Hans Hacker ist am Dienstag, 14. Mai, Gast im Jüdischen Museum Wien, wo er im Gespräch mit Georg Markus aus seinem Leben erzählen wird. Beginn: 18:30 Uhr, Einleitende Worte Dr. Danielle Spera, Eintritt frei. Um Anmeldung wird gebeten: Tel.: +43 1 535 04 31-1510 oder E-Mail: events@jmw.at.

Dort wo wir leben, ist unser Land

Bekenntnis
zur Diaspora
als neue
Identität: Blick
auf Eilat

Ein Plädoyer für einen Diasporismus des 21. Jahrhunderts.

VON ISABEL FREY

Mein erstes Mal Heimweh hatte ich in Israel. Einen Monat lang lebte ich schon in Holit, einem winzigen, privatisierten Kibbuz zwei Kilometer vom Gazastreifen entfernt, im Rahmen eines Auslandsjahres der zionistischen Jugendbewegung Hashomer Hatzair. So wie viele junge Jüdinnen und Juden, die in der Diaspora aufwuchsen, war meine jüdische Identität durch eine säkulare, zionistische Jugendgruppe gefestigt. Während ich unter der Woche ein nahezu komplett assimiliertes Leben an einem Wiener Gymnasium führte, traf ich mich jeden Samstag mit anderen jüdischen Jugendlichen, um unsere Verbundenheit zum Staat Israel auszudrücken. Jahrelang hatte ich gehört, Israel sei die Heimat aller Jüdinnen und Juden; Israel sei daher auch meine Heimat. Dementsprechend war es kein Wunder, dass ich nach der Matura meine Sachen packte und auf ein Jahr Abenteuer und Selbstverwirklichung in das gelobte Land aufbrach.

Der Kulturschock ließ nicht lange auf sich warten. Holit war kein sozialistisches Schlaraffenland, sondern ein abgesiedeltes Geisterdorf, das gelegentlichen Angriffen mit Qassam-Raketen aus dem Gazastreifen ausgesetzt war. Dieses Land war nicht die Heimat, die mir versprochen worden war. Ich verstand die Sprache nicht, vertrug das heiße Klima nicht und wollte mich erst recht nicht an die Omnipräsenz von Maschinengewehren gewöhnen. In den ersten Monaten meines Auslandsjahrs plagte mich starkes Heimweh. Während ich in der Wüste saß, sehnte mich nach den Wiener Kaffeehäusern, den Palais auf der Ringstraße und dem gut ausgebauten U-Bahn-Netz. War Wien nicht meine wahre Heimat?

Sehnen nach dem Exil

Heutzutage gibt es eigentlich nur zwei Themen, die säkulare Jüdinnen und Juden in Europa beschäftigen: das Bekenntnis zum Staat Israel und die Angst vor dem Antisemitismus in der Diaspora. Diese Themen sind für das



Isabel Frey ist Sängerin, Flötistin und angehende Musiktherapeutin mit einer besonderen Leidenschaft für jiddische Revolutions- und Widerstandslieder. Mit diesen Liedern, die sie selbst auf der Gitarre begleitet, ist sie unter anderem auch auf politischen Events und Demonstrationen regelmäßig zu hören. Damit vermittelt sie eine etwas andere Art der jüdischen Kultur und verknüpft sie die Tradition des jüdischen Protestes mit zeitgenössischen sozialen Bewegungen. Mehr Infos auf www.isabelfrey.com

moderne Judentum unentbehrlich, denn sie ermöglichen eine kulturelle Zusammengehörigkeit, die sich nicht durch religiösen Glauben auszeichnet. Allerdings sind sowohl der Zionismus als auch die Panikmache vor Antisemitismus eine Verneinung des jüdischen Lebens in der Diaspora. Anstatt sich zu unserer komplexen Geschichte und

Um heutzutage Zionist zu sein, reicht es, wenn man einmal im Jahr Smoothies am Strand in Tel Aviv schlürft.

© PRIVAT

Wer den jüdischen Diskurs zum Leben in der Diaspora verfolgt, würde fast glauben, europäische Jüdinnen und Juden würden in Massen nach Israel emigrieren. Paradoxerweise ist das Gegenteil der Fall.

Gegenwart als eine sowohl verfolgte als auch integrierte Minderheit zu bekennen, sehnen wir uns nach dem Exil.

Wer den jüdischen Diskurs zum Leben in der Diaspora verfolgt, würde fast glauben, europäische Jüdinnen und Juden würden in Massen nach Israel emigrieren. Paradoxerweise ist das Gegenteil der Fall: Nicht Europa, sondern Israel hat mit jüdischer Emigration zu kämpfen, weil viele junge Israelis den sozialen Missständen und der zum Alltag gewordenen Kriegssituation entkommen wollen. Viele europäische Jüdinnen und Juden hingegen leben weiterhin ein bequemes, bürgerliches Leben in den Großstädten und denken nicht daran, es aufzugeben. Um heutzutage Zionist zu sein, reicht es, wenn man einmal im Jahr Smoothies am Strand in Tel Aviv schlürft und regelmäßig Artikel über den Bias der europäischen Medien in der Nahost-Berichterstattung teilt – man muss dazu die Diaspora nicht verlassen.

Doch wie wäre es einmal damit, nicht länger so zu tun, als sei das jüdische Leben in der Diaspora unvollkommen? Wie wäre es, stattdessen dazu zu stehen, dass wir hier ein gutes Leben führen, auch wenn es nicht immer einfach ist? Dafür gibt es ein schickes, neues Wort: Diasporismus. Ein Bekenntnis zum jüdischen Leben in der Diaspora statt eines chronischen Verlangens nach Exil.

Millennial Bundists

Das Wort Diasporismus ist zwar neu zusammengesetzt, aber die Idee geht weit zurück in die Tradition des jüdischen Arbeiterbunds, kurz „der Bund“ genannt. Als der Bund am Beginn des 20. Jahrhunderts in Osteuropa Fuß fasste, füllte er eine Lücke zwischen der Assimilation der jüdischen Kommunistinnen und Kommunisten sowie dem sozialistischen Zionismus. Einerseits waren Bundistinnen und Bundisten stolze Jüdinnen und Juden, die weiterhin Jiddisch sprachen, jiddische Kultur zelebrierten und Selbstverteidigungsgruppen gegen antisemitische Pogrome organisierten. Andererseits waren sie



Kein sozialistisches Schlaraffenland: Arbeit im Kibbutz

Antizionisten, die den Utopismus der Zionisten als eine Form des Eskapismus aus den sozialen Umständen ablehnten. Ein zentraler Begriff des Bundes war „doikayt“, was so viel bedeutet wie „Da-heit“. Doikayt war eine Antwort auf die „Dortheit“ des Zionismus, der Emigration als die einzige Lösung für jüdische Selbstbestimmung sah. „Dort wo wir leben, dort ist unser Land“, war auf einem Banner des Bundes gedruckt.

Das goldene Zeitalter des Bundes war schnell vorbei, sowohl wegen antikommunistischer und antisemitischer Repression als auch wegen interner ideologischer Konflikte. Doch heute erlebt die Tradition des Bundes gerade unter jungen Jüdinnen und Juden ein Revival. Genauso wie ich lehnen auch andere Jüdinnen und Juden jenes zionistische Narrativ ab, das uns ein Leben lang aufgetischt wurde – insbesondere in Zeiten von Besatzungspolitik und Ne-

tanjahus Ethno-Nationalismus.

Doch Opposition zum Mainstream allein reicht nicht, um einer jüdischen Identität Halt zu geben. Stattdessen begeistern wir uns für die Geschichte des jüdischen Radikalismus, lernen Ladin oder singen Lieder auf Jiddisch. Die „Millennial Bundists“, wie ich diese Strömung nenne, versuchen über das Bekenntnis zur Diaspora die jüdische Identität neu zu erfinden.

Seit meinem Auslandsjahr bin ich nicht mehr in Israel gewesen. Stattdessen verbrachte ich vor ein paar Jahren meinen jüdischen Kultururlaub in Marseille. Das Ganze nannte sich „Birthwong“, eine satirische Anspielung auf Taglit Birthright, die kostenlose Zehn-Tages-Israelreise für jüdische Jugendliche aus aller Welt. Birthwong war die diasporistische Alternative zu Sheldon Adelsons Propagandareise: ein selbst organisiertes dreitägiges Programm für

Diasporismus bedeutet nicht, dass man das Leben in der Diaspora schönreden muss. Antisemitismus nimmt nach all der Aufklärungsarbeit sogar zu.

rund 25 junge europäische Jüdinnen und Juden in Europa. Wir machten eine Stadtführung zur Geschichte des Widerstands im Zweiten Weltkrieg, besuchten einen sefardischen Shachrit-Gottesdienst, hielten einen Workshop über Antisemitismus für lokale Aktivistinnen und Aktivisten und demonstrierten am Marsch zum 1. Mai mit einem Banner mit der Aufschrift „Jewish Antifascist Action“. Das Jahr davor hatte Birthwong schon in Andalusien stattgefunden, und im Jahr darauf organisierte ich es in Amsterdam. Israel hat eben kein Monopol auf jüdische Reiseziele.

Kulturelle Selbstbestimmung

Doch Diasporismus bedeutet nicht, dass man das Leben in der Diaspora schönreden muss. Die Jahrhunderte antisemitischer Verfolgung, die Geschichte des Holocaust sowie der zeitgenössische Antisemitismus gehören genauso dazu wie die jiddische Kultur



© PRIVAT

„Während ich in der Wüste saß, sehnte mich nach den Wiener Kaffeehäusern.“



© PRIVAT

Ein Jahr Abenteuer und selbstverwirklichung im gelobten Land

und die „Welt von gestern“. Dass Antisemitismus nach all der Aufklärungsarbeit weiterhin besteht und sogar zunimmt, wie auch die neueste Studie der EU-Grundrechtsagentur FRA zeigt, ist für das jüdische Leben in Europa eine echte Bedrohung. Um zu einem Leben in der Diaspora zu stehen, muss Antisemitismus nicht verleugnet werden.

Allerdings müssen diese Entwicklungen auch nicht zu einer Ablehnung der Diaspora führen; vielmehr sind sie ein Appell, um für das Bestehen eines jüdischen Lebens in der Diaspora zu kämpfen. Wir als Jüdinnen und Juden haben ein Recht auf unsere kulturelle Selbstbestimmung in Europa, so wie andere Minderheiten dies auch haben. Zu diesem Diasporismus gehört nicht nur der Einsatz gegen Antisemitismus, sondern auch gegen andere Formen von Rassismus, die derzeit mit dem Aufstieg des Rechtspopulismus in Europa einhergehen. Wir müssen einsehen, dass unsere Lebensqualität in der Diaspora auch davon abhängig ist, wie es anderen Minderheiten ergeht. Denn derselbe Ethnonationalismus, der sich

heute gegen Muslime und Flüchtlinge richtet, ist auch ein Saatbeet für Antisemitismus. Dass Netanjahu sich gut mit antisemitischen Ethnonationalisten wie Viktor Orbán versteht und Alt-Right-Ideologen wie Steve Bannon Israels Politik bewundern, ist zwar paradox, aber nicht verwunderlich. Gerade in diesem politischen Klima ist es umso wichtiger, uns unserer historischen Verantwortung als jahrhundertlang verfolgte Minderheit zu stellen und für eine pluralistische, tolerante Diaspora zu kämpfen, in der jüdisches Leben florieren kann.

Wir Millennial Bundists sind eine Minderheit in einer Minderheit. Auch wenn diese Strömung einen Aufschwung erlebt, wird Birthwong wahrscheinlich nie von Sheldon Adelson finanziert werden. Aber dennoch glaube ich an die politische Sprengkraft des jüdischen Lebens in der Diaspora. Schon allein unsere Existenz und unser stolzes Bekenntnis zu unserer Kultur ist ein Dorn im Auge der Rechtsextremisten- und Antisemiten. Allerdings hier – und nicht dort.

nu

Von gestrandeten Juden in einer lebenswerten Stadt: Jüdisches Leben in Wien



© JMW/SAMMLUNG DOBRONYI

Von den mehr als 170.000 Wiener Juden vor der Schoah sind vielleicht einige hundert zurückgekommen. Die österreichischen Nachkriegsregierungen fanden lange nicht die richtigen Worte – oder gar Taten. Anstatt die vertriebenen Juden zur Rückkehr einzuladen, legte man ihnen bis in die 1980er Jahre eher Steine in den Weg.

VON RENÉ WACHTEL

Vor der Schoah war Wien eine Stadt mit einer großen jüdischen Gemeinde – mehr als 176.000 Menschen waren laut Volkszählung 1934 mosaischen Glaubens. Auch in anderen Städten in Österreich sowie in den berühmten sieben Gemeinden im Burgenland waren Juden ansässig. Dann kam die NS-Zeit und die Schoa. Und die blühenden jüdischen Gemeinden in Österreich wurden, wie in vielen anderen Ländern in Europa, vernichtet. Rund zwei Drittel der österreichischen Juden konnten fliehen, aber 65.000 wurden von den Nationalso-

zialisten und ihren Schergen während der sieben Jahre ermordet. Schätzungsweise überlebten nur etwa 500 Menschen jüdischen Glaubens als U-Boote in Wien.

Nach 1945 lebten zunächst nur wenige Juden hier, etliche zählten zu den sogenannten Displaced Persons, so wie auch mein Vater Ignatz, sein Bruder Mundek, die beide Mauthausen überlebt hatten, und Sascha, der dritte Bruder, der aus Auschwitz befreit worden war. Eigentlich wollten alle in Wien Gestrandeten weiterziehen, nach Palästina oder in die USA, und nur die wenigsten hier sesshaft werden. Nicht allen gelang es,

auch mein Vater blieb in Wien, gründete eine Familie und eröffnete im Textilviertel am Salzgries sein Textilgeschäft.

Zwischenziel als Heimat

Langsam begann sich in Wien wieder eine kleine Gemeinde zu etablieren, zuerst waren es vor allem Juden aus Polen, Rumänien und Ungarn, die nach dem Krieg hierblieben. Wiener Juden, die vor den Nazis geflüchtet waren, kehrten indes nur sehr zögerlich zurück. Die Trendwende kam zugleich mit Rabbiner Akiba Eisenberg, der Ende der 1940er Jahre aus Ungarn nach Wien emigrierte. In Wiens einzigem erhaltenen Tempel



in der Seitenstettengasse – alle anderen Synagogen waren von den Nazis zerstört worden – entfaltete sich jüdisches Leben.

Auch die Israelitische Kultusgemeinde nahm wieder ihre Arbeit auf. Anfang der 1950er Jahre zählte die jüdische Gemeinde in Österreich immerhin schon etwa drei- bis viertausend Menschen, die meisten davon lebten in Wien. Als Folge des Ungarnaufstandes 1956 wurde Wien zum Zwischenziel, die meisten Juden allerdings reisten in die USA oder nach Israel weiter.

In den 1970er Jahren wurde Wien für russische Juden das Tor zu Israel. Einige der mehr als 300.000 Juden, die von der Sowjetunion nach Israel auswandern durften, fanden sich im Gelobten Land nicht zurecht und kehrten nach Wien zurück, in der Hoffnung, von hier wieder in ihr ehemaliges Heimatland gelangen zu können. Doch die UdSSR nahm sie nicht mehr auf, sie blieben hier.

Trotz Anfangsschwierigkeiten wurden sie bald in die Gemeinde integriert, nicht zuletzt dank der Initiative einzelner Wiener Juden. Seit den 1980er Jahren bemüht sich Rav Biedermann von der Chabad-Bewegung intensiv um die bucharischen Juden. Er überzeugte sogar den damaligen US-Botschafter und nunmehrigen Präsidenten des World Jewish Congress, Ronald Lauder, die jüdische Gemeinde in Wien, aber auch viele jüdische Gemeinden in den ehemaligen Ostblockstaaten finanziell zu unterstützen, damit im „alten Europa“ wieder jüdisches Leben entstehen könne. Unter anderem wurde mit Lau-

ders großzügiger Hilfe die Lauder-Chabad-Schule im zweiten und später der Lauder-Chabad-Campus im 19. Bezirk errichtet.

Heute leben in Österreich rund 15.000 Juden, die überwiegende Mehrheit davon in Wien, die Israelitische Kultusgemeinde zählt etwa 8.000 Mitglieder. Kleinere Gemeinden mit etwa je hundert Juden pro Stadt gibt es noch in Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck.

Im Herzen der Stadt

Die jüdische Gemeinde ist vielfältig und bunt: rund 4000 Aschkenasen, also Juden aus Nord- und Osteuropa; 2500 Bucharen, Juden aus der ehemaligen UdSSR, vor allem aus Tadschikistan und Usbekistan; sogenannte „Bergjuden“ aus Kaukasien und Juden aus Georgien, denen die IKG auch eigene Bethäuser eingerichtet hat. Auch die orthodoxe Gemeinde ist relativ groß, schätzungsweise betrachten sich etwa tausend Menschen als orthodox. Vor allem im zweiten Bezirk entfalten sie ein lebhaftes Gemeinwesen mit Bethäusern, Mikwe, koscheren Geschäften. Erst vor einigen Jahren errichtete Wien für orthodoxe Juden einen etwa 25 Kilometer langen Eruv, also eine Umgrenzung, innerhalb dessen die Schabbat-Regel, nichts zu tragen, außer Kraft gesetzt ist. Nach London und Antwerpen ist es erst der dritte Eruv in Europa.

Welche Bedeutung Österreich als Transitland für Juden aus der ganzen Welt hat, lässt sich auch an den persischen Juden ablesen: Sie flohen Ende der 1970er bis Anfang der 1990er Jahre aus dem Iran über Wien weiter in die

USA und Israel. Einige haben sich auch in Wien niedergelassen. Gerade in den letzten Jahren siedelten sich etliche jüdische Familien aus der Ukraine in Wien an, wobei die Männer weiterhin ihren Geschäften in der Ukraine nachgehen, während die Frauen und Kinder aus Sicherheitsgründen in Wien leben. Diese Gruppe feiert die jüdischen Feiertage in Wiener Hotels, lässt dazu Rabbiner aus Israel oder aus den USA einfliegen und hat, ebenso wie die in Wien lebenden Israelis, wenig bis gar keinen Kontakt zur IKG.

Die IKG, die offizielle Vertretung der Juden in Österreich, blieb bis in die 1970er Jahre eher unbedeutend; die damals bestimmende Gruppierung war der sozialistische Bund, der viele Vermögenswerte der IKG verschleudert hatte. 1981 kam mit der politischen Gruppierung „Die Alternative“ unter den Präsidenten Ivan Hacker (1981–1987) und Paul Grosz (1987–1998) und deren Bemühungen um den Aufbau einer modernen Infrastruktur die Wende. Der Stadttempel wurde aufwändig saniert, das Gemeindezentrum in der Seitenstettengasse gebaut, ein jüdisches Restaurant mitten in der Stadt eröffnet und die Administration von der Außenstelle in der Bauernfeldgasse im 19. Bezirk in die Seitenstettengasse transferiert, sodass die wichtigsten Abteilungen und Einrichtungen wieder im jüdischen Herzen der Stadt waren. Der Komplex in der Bauernfeldgasse hingegen wurde zu einem modernen jüdischen Altersheim umgebaut, das erste nach dem Krieg. In der Castellezgasse im zweiten Bezirk eröffnete die Zwi-Perez-Chajes-Schule, Synagogen wurden, so es ging, restauriert oder neu installiert. Die sephardische Gemeinde erhielt ein eigenes Gemeindezentrum im zweiten Bezirk. Ja, es gibt in Wien Einrichtungen, von denen andere jüdische Gemeinden Europas nur träumen können: das psychosoziale Zentrum Esra beispielsweise, oder JBBZ, ein jüdisches berufliches Bildungszentrum, die beide weit über die Grenzen unserer Gemeinde und unseres Landes hinaus einen hervorragenden Ruf genießen.

Je mehr sich die Israelitische Kultusgemeinde im politischen Diskurs zu Wort meldete, umso mehr Gewicht ge-

Langsam begann sich in Wien wieder eine kleine Gemeinde zu etablieren, zuerst waren es vor allem Juden aus Polen, Rumänien und Ungarn, die nach dem Krieg hierblieben.

wann sie auch außerhalb der jüdischen Gemeinde. So begannen unter Präsident Paul Grosz die Verhandlung über die Restitution von arisierten Vermögen.

Auch unter der Präsidentschaft von Ari Muzicant wurde viel in die Infrastruktur der Gemeinde investiert: In den 2000er Jahren entstand auf dem restituierten Gelände des Hakoah-Sportklubs im Prater ein jüdischer Campus mit Kindergarten, der Zwi-Perez-Chajes-Schule und einem Sportzentrum; das Maimonides-Seniorenheim komplettiert den Campus der IKG.

Das jüdische Leben in Wien ist vielfältig, pro Monat finden oft mehr als zwanzig größere Events statt, es gibt karitative Organisationen, Schulen, Sportklubs, Vereine: Die Gemeinde in Wien bietet eine Infrastruktur für mehr als 30.000 Juden, doch sie zählt nur knapp 8000 Mitglieder.

Der große Wunsch der IKG unter Muzicants Präsidentschaft, Juden aus der ganzen Welt nach Wien zu locken, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, es gab kaum jüdische Zuwanderung in den letzten Jahren. Anders als Berlin, wo schätzungsweise 30.000 Israelis leben, gilt Wien nicht als hip genug. Auch Versuche der IKG, Juden aus Ungarn zur



Hochzeitsfeier Deborah Grünwald, August 1970.

© JMW/SAMMLUNG DOBRONYI

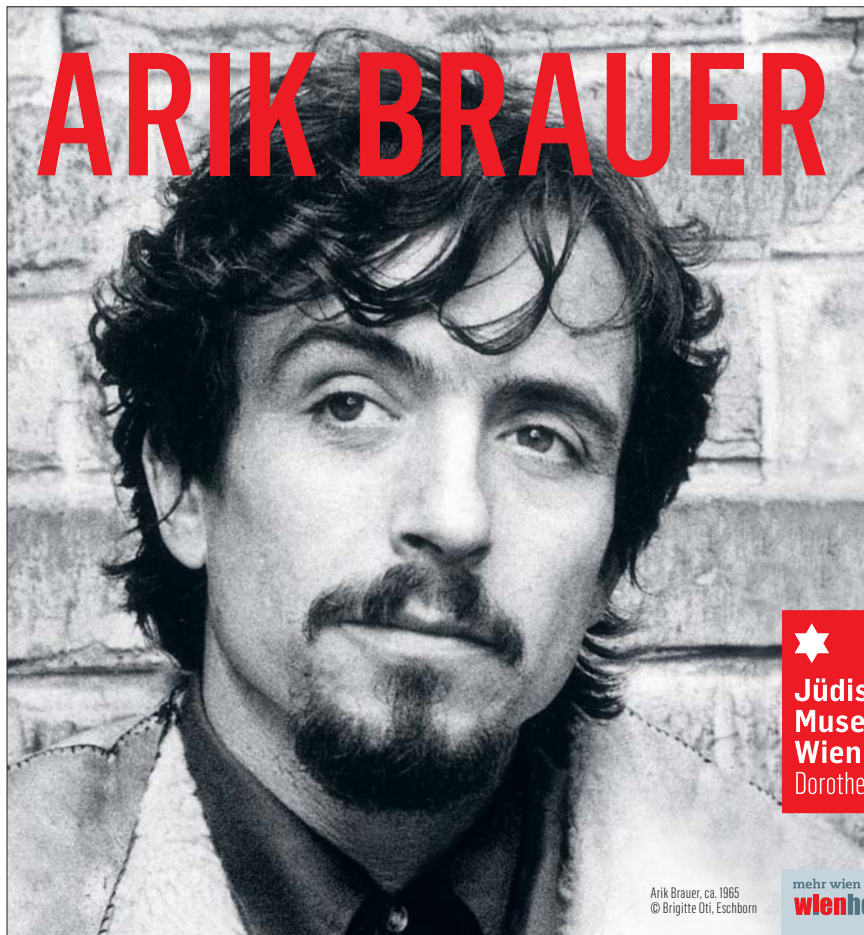
Übersiedlung nach Wien zu bewegen, schlugen fehl. Und für Juden aus den ehemaligen Sowjetstaaten verunmöglicht es derzeit die Rot-Weiß-Rot-Card, in Wien sesshaft zu werden, während die deutsche Bundesregierung sogar ein eigenes Programm für die Ansiedlung russischer Juden organisiert hat.

Auch französische Juden, die wegen des steigenden Antisemitismus zu Tausenden emigrieren, haben als Ziel Israel, die USA oder Kanada, nicht aber Wien. Im Gegenteil ist es so, dass die junge Ge-

neration der Wiener Juden auswandert. Auch in meiner Familie sind drei meiner Neffen und Nichten nach Israel und in die USA ausgewandert; nur eine Nichte blieb und gründete hier ihre Familie.

Vielleicht hilft ja die Absicht der amtierenden Bundesregierung, ehemaligen österreichischen Juden, die durch den Holocaust ihre Heimat verloren, sowie ihren Nachkommen die österreichische Staatsbürgerschaft zu verleihen, dass Wiens jüdische Gemeinde wieder wächst.

nu



ARIK BRAUER

ALLE MEINE KÜNSTE

3. April bis
20. Oktober 2019

Dorotheergasse 11, Wien 1
So-Fr 10 – 18 Uhr · www.jmw.at

★

**Jüdisches
Museum
Wien**

Dorotheergasse

Arik Brauer, ca. 1965
© Brigitte Ott, Eschborn

mehr wien zum leben.
wienholding

**WIEN
KULTUR**

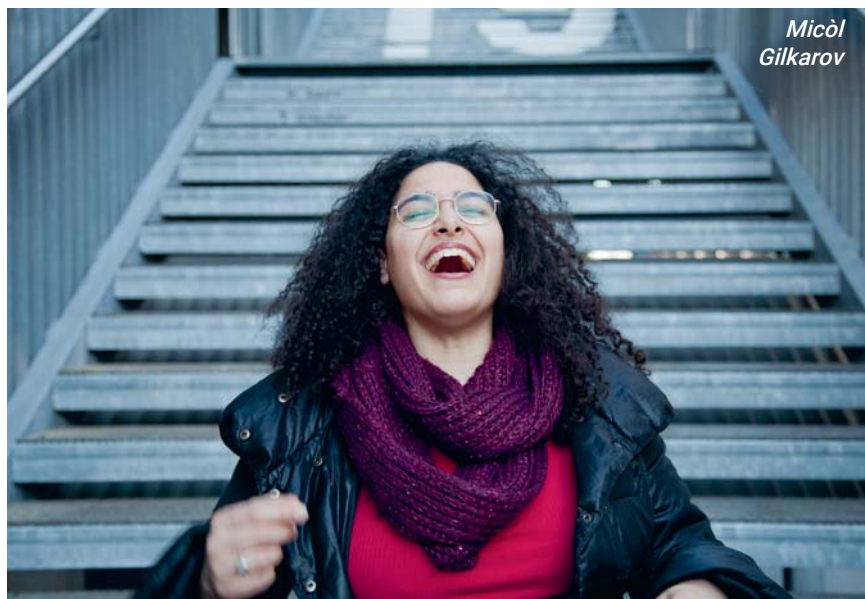
„Bucharisch bleibt immer

Sie sprechen eine eigene Sprache, stammen aus Zentralasien und bilden eine Untergruppe der sephardischen Juden: die Bucharen. Heute gilt die österreichische bucharische Gemeinde mit fünf Betstätten, eigenen Rabbinern und geschätzten 2500 Personen als europaweit größte. Stippvisiten in Wiens bucharischer Gemeinde.

VON MARK ELIAS NAPADENSKI UND
NATHAN SPASIĆ (Text und Fotos)

Ahron Achoonov und Simon Alaev verbindet nicht nur ihre Herkunft, sondern auch die gemeinsame Schulzeit in der jüdischen Zwi-Perez-Chajes-Schule in Wien-Leopoldstadt. Ihre Eltern stammen aus Usbekistan und verbrachten einige Zeit in Israel, ehe sie nach Wien zogen. „Ich merkte erst ein halbes Jahr vor den IKG-Wahlen, dass ich Buchare bin“, so Achoonov. Die bucharische Sprache haben Ahron und Simon nie gelernt, auch wenn die beiden sie bruchstückhaft verstehen. Ihnen ist jedoch eine mehrsprachige Erziehung sehr wichtig. So wächst etwa Simons kleiner Sohn mit Deutsch, Russisch und Hebräisch auf. Ahron versucht den Spagat zwischen Moderne und Tradition zu leben. Für den jungen Immobilienmakler, der sich selbst als religiös bezeichnet, sind hauptsächlich Zusammenhalt und Ehrfurcht vor den Eltern typisch bucharisch.

Für Simon Alaev verlaufen die Grenzen innerhalb des Judentums fließend. Der 28-jährige Wiener Gastronom be-



treibt mit seinem Vater zwei Lokale und hält nichts von Trennlinien innerhalb der Gemeinde. Beide sind sich einig: Sie sind in erster Linie jüdische Österreicher und erst in weiterer Folge bucharisch. Die Solidarität innerhalb der bucharischen Gemeinde sei jedoch einzigartig. Man werde nie allein gelassen, es gäbe

immer jemanden, auf den man zählen könne. Alaev ortet in der bucharischen Esskultur auch ein Ritual des Miteinanders, auf das er nur schwer verzichten könnte. Nach einigen Jahren in London weiß er die kulinarische Vielfalt in Wien zu schätzen: „Die Taborstraße ist voll mit bucharischen Köstlichkeiten!“



Auch Micòl Gilkarov schwärmt von der bucharischen Küche, den Festen und Pilaw, einem traditionellen Reisgericht. Die 22-jährige gebürtige Wienerin wohnt im multikulturellen Favoriten und arbeitet in einer Softwarefirma. Gemeinsam mit ihren Eltern zog sie als Kind nach Wien und fand sich schnell in der jüdischen Gemeinde ein. Lediglich bei den Hochzeiten gebe es markante Unterschiede. Sie erinnert sich an die Kleider der Frauen und die prunkvoll geschmückten, traditionellen Roben der Männer. Es spielt Musik, es wird getanzt und zusammen gegessen. Die Tische sind beladen mit verschiedensten Speisen. „An Koriander und Knoblauch wird jedenfalls nie gespart!“, sagt sie. Neben dem Essen hält Micòl auch den starken

ein Teil von mir“

Zusammenhalt in der Community für wichtig: „Wir sind wie eine große Familie, jeder ist immer willkommen.“ Man solle jedoch aufhören, sich in Gruppen einzuteilen und einander lieber mehr unterstützen. „Es ist doch wurscht, woher man kommt!“, stellt sie fest. Für Micòl Gilkarov sind die Gemeinsamkeiten wichtiger als die Unterschiede. Sie selbst sieht die bucharische Kultur als Teil ihrer Identität, „auch wenn ich die Sprache nicht spreche oder nicht religiös lebe, es bleibt immer ein Teil von mir“.

Außerhalb der Community habe sie bereits Diskriminierung erfahren. „Man hat ein bestimmtes Bild von Bucharen, dem ich nicht entspreche“, sagt sie. So wurde sie etwa von Mitschülern aufgrund der Herkunft ihrer Eltern nicht ernst genommen und verächtlich gemacht. Als selbstbewusste, moderne Frau stößt sie zudem oftmals auf Unverständnis. Für viele sei Tradition nicht mit emanzipierten Werten vereinbar.

Rina Kaikov wirkt im sephardischen Frauenklub Bnot Hashem („Töchter Gottes“) mit. Der Verein organisiert regelmäßige Vorträge, Seminare und Sportkurse und fungiert allgemein als Anlaufstelle für sephardische Frauen: „Wir möchten ihnen ihr hartes Leben erleichtern, auch damit ihnen die Kindererziehung leichter fällt.“ Ihr Dasein als Frau beschränkt

sich jedoch nicht nur auf die Familie. Die meisten bucharischen Frauen seien ohnehin berufstätig, so Rina Kaikov. Kinderbetreuung sei längst nicht nur Frauensache, meistens teilen sich die Eltern die häusliche Arbeit. Die aus Aserbajdschan stammende fünffache Mutter führte mit ihrem Ehemann seit dreißig Jahren einen Gemüsestand am Wiener Naschmarkt, vorher war sie als Krankenschwester tätig. Zwar versucht sie, ihre Tradition in die Erziehung miteinfließen zu lassen, doch sei dies in der heutigen Zeit nicht immer einfach. Man könne jedenfalls immer den Rabbiner um Rat fragen – diese Hilfe ist ihr sehr wichtig.

Rina Kaikov ist eigentlich nicht Bucharin, jedoch hat sie durch ihre 40-jährige Ehe mit ihrem bucharischen Mann die Kultur samt allen Besonderheiten zu schätzen gelernt. Gemeinsam mit ihren Kindern verschlug es sie 1985 nach Wien. „Meine Schwiegereltern kamen wegen dem schönen Wetter“, sagte sie lachend. Wie viele andere Bucharen hatten sie sich in Israel nicht zurechtgefunden und daher beschlossen, das Land zu verlassen. Dank der bereits bestehenden Gemeinschaft konnten sie sich rasch eine Existenz in Wien aufbauen. Die Entscheidung für den Umzug nach Wien bereut Kaikov bis heute nicht – die kleinen Gassen, Cafés und das jüdische Leben will sie nicht missen.

nu



Rina Kaikov

Geschichte

Eigentlich stammen bucharische Juden ursprünglich aus der Region des heutigen Irak. Nach dem Babylonischen Exil wanderten sie jedoch nach Persien aus und gelangten von dort nach Zentralasien. Bei seinen Erkundungsreisen führte der Marokkaner Josef ben Moses Mamon al-Maghribi 1793 bei den bucharischen Juden sephardische Bräuche und Sitten ein. Während der Sowjetära mussten Bucharen ihren Glauben verbergen. Ebenso war es ihnen untersagt, bucharisch zu sprechen, sodass viele ihre Muttersprache verlernten. Heute leben etwa 100.000 Bucharen in Israel. Die Stadt Buchara zählt hingegen nur mehr 150 Gemeindemitglieder.

Österreich

Viele Bucharen nutzten in den 1970er-Jahren die Möglichkeit einer Einwanderung aus der Sowjetunion über Österreich nach Israel. Einige kehrten jedoch aus dem Gelobten Land nach Wien zurück und machten sich sesshaft. Daraus entwickelte sich im Laufe der Jahre eine lebendige Community. Es wurden Synagogen gegründet, Kulturvereine und auch Restaurants eröffnet.

Schloss Schönau

250.000 jüdische Migranten wanderten nach 1965 aus der UdSSR über Österreich nach Israel und in andere Länder aus. Dabei spielte das Transitlager bei Schloss Schönau in Niederösterreich eine wichtige Rolle. Hier wurden sie von israelischen Vertretern in Empfang genommen, betreut und in der Folge nach Israel weiterbefördert. Manche entschieden sich jedoch, nicht nach Israel einzuwandern, sondern in Europa zu bleiben. Am 23. 9. 1973 nahmen palästinensische Extremisten vier Geiseln und forderten die Schließung des Transitlagers. Die Regierung Kreisky ging noch am gleichen Tag auf diese Forderung ein, Transit und Immigration – mit anderer Unterbringung – hielten jedoch an.

Buchara

Im 16. Jahrhundert lebten die meisten zentralasiatischen Juden im Emirat Buchara. Westliche Reisende bezeichneten sie als „bucharisch“. Diese Benennung wurde von den später ins Ausland Emigrierten beibehalten. Damit wird fälschlicherweise suggeriert, alle emigrierten bucharischen Juden würden aus der usbekischen Stadt Buchara stammen.

Synagogen und Rabbiner

In Wien gibt es fünf bucharische Synagogen samt eigenen Rabbinern. Das größte Bethaus ist das sephardische Zentrum in der Tempelgasse. An Festtagen finden sich fast tausend Menschen zum Gebet ein. Zudem gibt es eine eigene Mikwe, sprich ein rituelles Bad. Auch zahlreiche Jugendorganisationen und Vereine zur Erhaltung der bucharischen Kultur finden sich in Wien, damit ist das bucharische Leben in Wien europaweit einzigartig.

IKG-Wahl

An den Wahlen der israelitischen Kultusgemeinde beteiligten sich 2017 knapp 3680 Personen. Die Liste der Bucharen erzielte dabei knapp ein Drittel der Stimmen und stellt somit sechs Mandatare.

Essen

Typisch bucharisch ist das Reisgericht Pilaw in all seinen Variationen. Es wird traditionell mit gelben Rüben, Bohnen und Schafffleisch zubereitet.

Antisemitismus-Resolution: Eine für die EU einzigartige Willenserklärung



© MARCO LIMBERG

KOMMENTAR VON MARAM STERN

Die österreichische Ratspräsidentschaft wird nicht wegen der Reform der EU-Asyl- und Migrationspolitik in Erinnerung bleiben, da es in diesem Bereich nicht gelungen ist, einen Konsens zwischen den EU-Staaten in der Frage der Solidarität und Verantwortlichkeit bei der Verteilung von Flüchtlingen zu erzielen. Sie wird auch nicht – entgegen allen großspurigen Ankündigungen – den EU-Außengrenzschutz wesentlich verbessert haben, da die Reform von Frontex weiterhin stockt und die angekündigten 10.000 EU-Grenzpolizisten noch in weiter Ferne sind.

Die österreichische Regierung verbucht aber in einem ganz anderen Bereich einen großen Erfolg und überdies in einem Feld, wo man es ihr vielleicht am wenigsten zugetraut hätte. Am 6. Dezember nahm ausgerechnet der EU-Rat der Innenminister unter dem Vorsitz von Herbert Kickl eine Erklärung gegen Antisemitismus an, in der sich die Mitgliedstaaten etwa zum besseren Schutz jüdischer Einrichtungen, zur Bekämpfung antisemitischer Online-Postings oder auch zur Sicherstellung des Unterrichts über die Geschichte des Holocausts

in der Schule genauso wie in Integrationskursen für Flüchtlinge verpflichteten. Der Widerstand der Mitgliedstaaten gegen diese Erklärung war zum Teil erheblich. Insbesondere die west- und nordeuropäischen Staaten opponierten monatelang gegen die österreichischen Vorschläge. Den Franzosen, den Niederländern oder auch den Schweden gingen sie zu weit, da sie einer Besserstellung der jüdischen Gemeinschaften gegenüber anderen Minderheiten wie den Muslimen skeptisch gegenüberstanden. Der in der österreichischen Ratserklärung enthaltene Verweis auf die von der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) angenommene, rechtlich unverbindliche Arbeitsdefinition von Antisemitismus führte fast zum Scheitern der Verhandlungen, da diese Arbeitsdefinition nur von wenigen EU-Staaten übernommen wurde und (zu Unrecht) im Verdacht steht, jegliche Kritik gegen Israel als antisemitische Äußerung interpretierbar zu machen.

Dank des Verhandlungsgeschicks von Dr. Antonio-Maria Martino, einem Referatsleiter des Innenressorts, der die Verhandlungen im zuständigen EU-Ausschuss leitete, konnten aber die richtigen Formulierungen gefun-

den werden, um einen Konsens unter allen achtundzwanzig EU-Staaten zu erreichen. Der auch an den Universitäten in Innsbruck und Wien lehrende Beamte mit italienischen Wurzeln gilt in Kickls Ressort als größter Europarechtsexperte. Er benötigte aber sein ganzes diplomatisches Geschick und seine 15-jährige Erfahrung in der Gremienarbeit auf EU-Ebene, um die bis zum Ende der Verhandlungen von den Mitgliedstaaten vorgebrachten Einwände abzuwehren. Nur so konnte eine für die EU einzigartige Willenserklärung angenommen werden, jüdisches Leben in Europa aktiv zu schützen. Da es sich aber um ein rein politisches Commitment der EU handelt, bleibt abzuwarten, ob sich die Situation jüdischer Bürgerinnen und Bürger in Europa wirklich verbessern wird. Die letzte Umfrage über Antisemitismus in Europa, die erst im Dezember von der EU-Grundrechteagentur veröffentlicht wurde, zeigt, dass sich die Mehrheit der befragten Jüdinnen und Juden weniger sicher fühlt als noch vor fünf Jahren, als die letzte derartige Umfrage durchgeführt wurde. Neben dem traditionellen rechtsextremen Antisemitismus gibt es insbesondere einen Anstieg des islamistischen Antisemitismus.

nu

Kalter Wind: Die Juden in Belgien

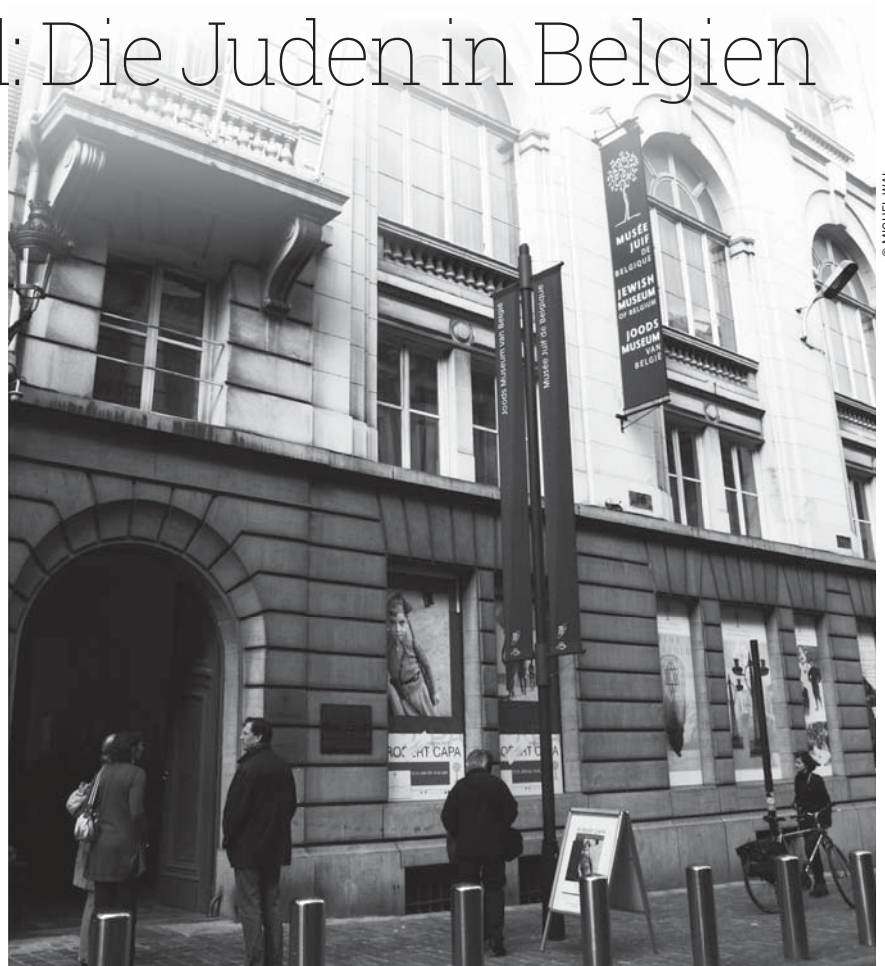
Belgien hat traditionell große und bedeutende jüdische Gemeinden, vor allem in Antwerpen und Brüssel. Gleichzeitig sind die etwa 40.000 belgischen Jüdinnen und Juden zunehmend mit antisemitischer Aggression konfrontiert.

VON MICHAEL REINPRECHT

Sogar der Brüsseler Oberrabbiner Albert Guigui, der übrigens aus dem marokkanischen Meknès stammt, hat dem wachsenden Antisemitismus nachgegeben: Er trägt in der Öffentlichkeit keine Kippa mehr. Im Dezember 2011 war er selbst in Brüssel Opfer eines antisemitischen Gewaltaktes auf offener Straße geworden. Der bisherige traurige Höhepunkt einer Reihe von Terrorakten, die gezielt gegen jüdische Einrichtungen gerichtet waren – ein Schussattentat im Brüsseler jüdischen Museum – forderte im Mai 2014 vier Menschenleben.

Anders, als man vielleicht annehmen könnte, geht diese zunehmende Abneigung und Aggression gegen das Jüdische nicht nur von den Fundamentalisten unter den 500.000 in Belgien lebenden Moslems aus. Die jüdische Bevölkerung Belgiens hat zudem noch mit einer von den flandrischen Rechtspopulisten ausgehenden Gesetzgebung zu kämpfen. So ist das Schächten seit Jahresbeginn verboten, ein Verbot der Beschneidung ist in Diskussion.

1935 lebten in Belgien etwa 100.000 Juden, heute sind es geschätzte 40.000, davon lebt etwa die Hälfte in Brüssel. Die Zahlen sind schwierig zu verifizieren, da viele Juden in Belgien nicht religiös und daher auch nicht in den Gemeinden verankert sind. Während der Nazi-Herrschaft wur-



Seit dem Terroranschlag auf das jüdische Museum in Brüssel im Mai 2014 stehen jüdische Einrichtungen unter Polizeischutz.

den etwa 20.000 Juden deportiert, es gab aber auch große Hilfsbereitschaft unter den Belgiern.

Keine Zukunft in Antwerpen

Anders als in Frankreich, das laizistisch verfasst ist, verhält sich der belgische Staat gegenüber den Religionsgemeinschaften, wie es so schön heißt, neutral: Das Gehalt der Rabbiner wird vom Staat beglichen, was aber keinen Einfluss auf die Autonomie der jüdischen Gemeinden hat. Ähnliches gilt für den freiwilligen Religionsunterricht in den Schulen: Organisiert wird er von den jüdischen Gemeinden, finanziert vom Staat. Das belgische Judentum besitzt ein zentrales Verwaltungsorgan, das Konsistorium. Dessen Präsident ist zuständig für alle die Juden betreffenden politischen Fragen, für religiöse Angelegenheiten ist der Oberrabbiner zuständig. Seit Mitte der 1980er-Jahre ist dies der mittlerweile 75-jährige Albert Guigui, der auch die Gottesdienste in der Brüsseler

Hauptsynagoge hält. Obwohl er selbst Sepharde ist, wird in diesem Tempel nach aschkenasischem Ritus gebetet.

Trotz dieser juristisch recht angenehmen Ausgangslage nimmt der jüdische Bevölkerungsanteil in Belgien ab. Besonders krass ist die jüdische Abwanderung aus Antwerpen. Die dort lebenden Chassiden, etwa 15.000 an der Zahl, sind traditionell im Diamantengeschäft tätig, doch dieses wird zunehmend von Russen und Ukrainern übernommen.

„Ich sehe hier langfristig keine Zukunft mehr für meine Kinder“, sagte Michael Freilich, Chefredakteur des flandrischen Monatsmagazins *Joods Actueel*, im Sommer vergangenen Jahres zur *Jüdischen Allgemeinen*. Es werde zunehmend schwieriger, offen als Jude aufzutreten. Seit dem Terroranschlag auf das jüdische Museum in Brüssel stehen jüdische Einrichtungen unter Polizeischutz. Militär in Kampfanzügen patrouilliert durch die Straßen jüdischer Viertel.

nu

„Brüssel sieht Israel als Täter und die Palästinenser als Opfer“

Israel erwartet eine gewisse Solidarität von den Juden in der Diaspora“, so Daniel Schwammenthal. „Sie sollen sich mit der Idee eines jüdischen Staates identifizieren“

VON MICHAEL REINPRECHT

NU: Ich habe Sie vor einigen Jahren als engagierten Vertreter jüdischer Interessen in Europa und Israel kennengelernt. Stehen diese beiden Bereiche nach wie vor im Zentrum Ihrer Tätigkeit?

Daniel Schwammenthal: Ich würde mich nicht als Vertreter vornehmlich „jüdischer Interessen“ beschreiben. Die Bekämpfung des Antisemitismus beispielsweise ist kein vornehmlich jüdisches Interesse, sondern es geht hier um fundamental europäische Werte. Antisemitismus ist vornehmlich ein Problem der Nichtjuden. Wir sind der Überzeugung, dass eine enge Partnerschaft zwischen der EU und Israel zum beiderseitigen Nutzen und nicht nur im Interesse Israels ist. Der jüdische Staat hat im Bereich Sicherheit und Innovation viel anzubieten. Und die Förderung der transatlantischen Beziehungen ist Teil unserer intellektuellen DNA und hat zunächst keinen speziell jüdischen Bezug.

Es scheint, als sei das Verhältnis zwischen der EU und Israel ziemlich unterkühlt. Mangelt es an gegenseitigem Vertrauen?

Das Problem ist, dass die EU ein recht einseitiges Verständnis der Wur-

Daniel Schwammenthal ist Direktor des Transatlantic Institute, des EU-Büros des American Jewish Committee (AJC). Ein Gespräch über die Aufgaben des Brüsseler Instituts, über Extremismus und Antisemitismus.

zeln des Nahostkonflikts hat. Etwas vereinfacht ausgedrückt, sieht man in Brüssel Israel vornehmlich als Täter und die Palästinenser als Opfer. Die daraus entstehenden Konflikte der EU mit Israel tangieren alle Bereiche: die Wirtschafts- und Handelsbeziehungen, die Zusammenarbeit im Bereich der Forschung, die Kulturzusammenarbeit. Die sogenannte Territorialklausel muss auf Druck der EU Teil jeder Vereinbarung zwischen einem EU-Mitgliedstaat und Israel sein. Diese Bestimmung stellt sicher, dass bilaterale Abkommen nicht für die Siedlungen in den von Israel verwalteten Gebieten gelten.

Was würden Sie sich von der EU wünschen?

Die EU sollte Israel als einen Staat sui generis behandeln, mit all seiner Vielfalt. Gleichzeitig wäre es hoch an der Zeit, dass die EU ihre Nahostpolitik überdenkt, um zu gewährleisten, dass die europäische Position auch im Einklang mit den realen Fakten steht.

Die EU müsste eine ergebnisoffene Analyse, ausschließlich auf Grundlage objektiver Tatsachen, durchführen, um die Frage zu beantworten, warum es mehr als 25 Jahre nach Oslo immer noch keinen Frieden gibt. Eine derartige wissenschaftliche Betrachtung der Sachlage kann nur zum Schluss kommen, dass die palästinensische Seite durch ihre ablehnende Haltung, durch Korruption, fortgesetzte antijüdische und antiisraelische Hetze und durch die Förderung des Terrorismus erheblich zum bisherigen Scheitern beiträgt. Im zweiten Schritt müsste die EU konkrete politische Maßnahmen ergreifen, um Fehlentwicklungen auf der palästinensischen Seite entgegenzutreten. Bisher passiert da nicht viel, obwohl die EU als wichtigste finanzielle und diplomatische Unterstützerin der Palästinenser viel Einfluss hat.

Von den weltweit mehr als 14 Millionen Juden lebt die Mehrheit in der Diaspora. Dieses Verhältnis ist nicht immer einfach:

Israel erwartet, dass Juden in aller Welt die israelische Politik verteidigen. Damit tun sich insbesondere liberale Juden schwer, die andererseits aber auch nicht einem als Israel-Kritik getarnten Antisemitismus das Wort reden möchten. Wie gehen Sie damit um?

Kritik ist natürlich legitim, egal, ob sie von Juden in der Diaspora oder von Nichtjuden kommt. Ich glaube nicht, dass die Mehrheit der Israelis erwartet, dass anderswo lebende Juden die israelische Politik verteidigen. Das tun ja selbst Israelis nicht immer. Israel ist eine komplexe und streitbare Demokratie. Man könnte eher sagen, dass Israel oder die Mehrheit der Israelis eine gewisse Solidarität von den Juden in der Diaspora erwartet: dass sie Israel gegen oft einseitige und hetzerische Kritik beistehen und dass sie sich mit der zionistischen Idee als solcher, also der Idee eines jüdischen Staates, identifizieren. Wie dann dieser Staat organisiert sein soll, welche Politik er betreiben soll, darüber kann man streiten. Und das wird ja auch eifrigst getan. Es gibt unter den progressiven Juden eine Minderheit, die antizionistisch ist. Aber das ist eine Randerscheinung. Antizionismus, also die Ablehnung des Existenzrechts Israels, ist in meinen Augen illegitim und eigentlich antisemitisch, ob das nun von Juden kommt oder nicht. Wenn sich Menschen außerhalb legitimer Positionen begeben, hat man eigentlich nichts mehr zu debattieren. Es fehlt die Grundlage.

Es scheint, dass der alte, rechtsextreme Antisemitismus weiter besteht und gleichzeitig ein neuer, muslimischer Antisemitismus stark zunimmt. Was kann man dagegen tun? Inwieweit ist da das Transatlantic Institute tätig?

Das ist in der Tat eines unserer wichtigsten Themen. Antisemitismus ist auf dem Vormarsch, das zeigt auch die neue Umfrage unter europäischen Juden der in Wien ansässigen EU-Grundrechtagentur. Sie spricht von einer „Normalisierung des Antisemitismus“. Es ist nicht mehr nur ein rechtextremes

Phänomen. Im Gegenteil. In der Umfrage wurden Juden aufgefordert, die Täter der schwerwiegendsten antisemitischen Vorfälle zu beschreiben. Nur 13 Prozent gaben an, dass es sich um „jemanden mit einer rechten politischen Sichtweise“ handelte, im Vergleich zu 30 Prozent, die extremistische muslimische und 21 Prozent, die linke politische Ansichten angaben. Das bedeutet, dass auch linker Antisemitismus, der sich als Antizionismus ausgibt, beschrieben und benannt werden muss. Hier spielt die Arbeitsdefinition der IHRA (International Holocaust Remembrance Alliance) eine wichtige Rolle, die ja von der

Problem. Oft gibt es auch andere Ideologien oder Wertvorstellungen, die mit unserer offenen Gesellschaft nicht übereinstimmen. Hier handelt es sich um ein größeres Integrationsproblem, das über das spezifische Antisemitismusproblem hinausgeht. Diesen Fakten muss man sich stellen.

In Belgien leben rund 40.000 Juden, die größten Gemeinden sind in Brüssel und Antwerpen. Wie erleben Sie den jüdischen Alltag in der belgischen Hauptstadt?

Schulen und Synagogen werden hier in Belgien vom Militär geschützt. Das ist absolut notwendig, vor allem



Keine Frage der Abstimmung: Das Verhältnis zwischen EU und Israel scheint unterkühlt

österreichischen EU-Präsidentschaft in eine Ratserklärung aufgenommen wurde. Wenn das Existenzrecht Israels bestritten oder Israel dämonisiert wird, handelt es sich nicht um „Kritik“, sondern um eine Form des Antisemitismus. Hier brauchen wir mehr Arbeit, um an Schulen, Universitäten, bei der Polizei etc. diese Erkenntnis zu verbreiten. Der muslimische Antisemitismus wurde und wird in der islamischen Welt von den Herrschenden instrumentalisiert, um von innenpolitischen Problemen abzulenken. In abgeschotteten Parallelgesellschaften werden muslimische Einwanderer weiter indoktriniert. Antisemitismus ist selten das einzige

seit dem Anschlag auf das jüdische Museum. Juden, die durch ihre Kleidung also solche zu erkennen sind, riskieren Beleidigungen und sogar körperliche Attacken. Das Verbot der Herstellung koscheren Fleisches ist nicht nur ein negatives Signal an gläubige belgische Juden, sondern auch ein Verstoß gegen die belgischen Verfassungsgrundsätze, das EU-Recht und die als Grundrecht verankerte Religionsfreiheit. Gleichzeitig verbreitet man damit das Ressentiment, dass religiösen Juden das Wohlergehen der Tiere nicht wichtig sei. Wenn ein Land jüdische Riten verbietet, lässt es die Juden wissen, dass sie nicht mehr willkommen sind.

nu

Ich glaube nicht, dass die Mehrheit der Israelis erwartet, dass anderswo lebende Juden die israelische Politik verteidigen. Das tun ja selbst Israelis nicht immer.

Regieren Juden die Welt?

VON ALAN M. DERSHOWITZ

Wenn man im Internet stöbert, sind es diese absurden Anschuldigungen, die gebetsmühlenartig wiederholt werden. Es erinnert mich an den alten Witz von den beiden Juden in einem Wiener Kaffeehaus in den 1930er-Jahren. Einer von ihnen liest die jiddische Tageszeitung, während der andere im Propagandaorgan der Nazis *Der Stürmer* blättert. Der Mann, der die jiddische Zeitschrift liest, fragt vorwurfsvoll: „Warum liest du dieses Nazi-Käseblatt?“ Darauf der andere: „Wenn ich die jiddische Zeitung gelesen habe, dann stand darin immer nur, wie schlecht es den Juden geht, wie sie aus der Arbeit entlassen werden, unter Pogromen leiden und hungern. Jetzt lese ich in der Nazi-Zeitung, dass wir die Welt regieren. Mir sind gute Nachrichten einfach lieber!“

Seit der ersten Veröffentlichung des Pamphlets *Die Protokolle der Weisen von Zion*, einer zaristischen Fälschung aus dem 19. Jahrhundert, waren die Lieblingsmotive des Antisemitismus die Falschmeldungen, dass die Juden die Welt kontrollierten und dass alle Probleme der Welt den Juden zuzuschreiben wären. In einem alten polnischen Sprichwort heißt es: „Wenn es Probleme gibt, müssen die Juden dahinterstecken.“

Die Realität sieht – selbstverständlich – ganz anders aus. Juden erleben in vielen Teilen der Welt Antisemi-

Jetzt ist es raus. Die Juden regieren die Welt! Politiker tanzen nach unserer Pfeife. Die Wall Street ist ein jüdisches Shtetl. Hollywoodmogule schließen geheime Absprachen auf Jiddisch. Jüdische Strippenzieher ziehen die Fäden und ihre willfährigen Marionetten trotten ihnen einfach hinterher.

tismus, zunehmend auch an Universitäten. Israel wird bei den Vereinten Nationen häufiger verurteilt als alle anderen Nationen der Welt zusammen genommen. Viele Juden sind arm, insbesondere alte Menschen. Die Leugnung des Holocausts ist im Internet allgegenwärtig. Der prozentuelle Anteil der Juden in der Welt, der ohnehin bereits verschwindend gering ist, nimmt ab, während gleichzeitig bei den Juden zunehmend Mischehen und Assimilierung stattfinden.

Welche Erfolge Juden auch immer erreicht haben mögen, sie waren stets das Ergebnis ihrer harten Arbeit, Kreativität und Entschlossenheit. Man betrachte nur Israel, eine Nation, die bis vor kurzem nur geringe natürliche Ressourcen oder inhärenten Wohlstand besaß. Dennoch gelang es dem Land, durch seine Erfindungen und Innovationen an die Spitze der Hightech-Welt zu gelangen. Im Verhältnis zu seiner Größe, seiner Bevölkerung und dem Alter seiner Nation hat kein anderes Land in der Geschichte der Menschheit einen größeren Beitrag

zur Welt geleistet als der Staat des jüdischen Volkes. Darf man den Juden den Erfolg Israels zum Vorwurf machen?

Irrelevante Fakten für Antisemiten

Es stimmt, dass Juden in großer Zahl in unterschiedlichen Branchen wie zum Beispiel akademischen Berufen, der Finanzwelt und den Medien vertreten sind. Der Grund dafür ist aber nicht, dass sie bevorzugt behandelt würden. Vielmehr liegt es daran, dass sie sich in diesen Unternehmen als erfolgreich erwiesen haben. Kann man ihnen das vorwerfen?

Die Essenz des Antisemitismus ist der Glaube, dass alles Positive an den Juden negativ interpretiert werden muss. Man denke nur an den absurden Vorwurf des „Pinkwashing“ gegen Israel seitens der extremen Linken. Diejenigen, die Israel des Pinkwashings bezichtigen, erkennen damit an, dass Israel eine der besten Bilanzen aufweisen kann, was die Unterstützung der Rechte von Lesben, Homosexuellen, Bisexuellen und Transgen-

Seit der ersten Veröffentlichung des Pamphlets ‚Die Protokolle der Weisen von Zion‘, einer zaristischen Fälschung aus dem 19. Jahrhundert, waren die Lieblingsmotive des Antisemitismus die Falschmeldungen, dass die Juden die Welt kontrollierten.



© DC COMICS

Einer der wenigen jüdischen Superhelden zur Weltenrettung: Der ziemlich coole Albert Rothstein, genannt Atom Smasher

der-Personen betrifft. Mit Sicherheit ist Israel deren größter Unterstützer im Nahen Osten. Und doch behaupten die Antisemiten, die Israel des Pinkwashings bezichtigen, der alleinige Grund, warum Israel die Rechte sexueller Minderheiten unterstütze, sei, dass sie verschleiern wollten – sich ihre Weste reinwaschen oder in diesem Fall, rosa färben (pinkwash) wollen –, wie schlecht sie die Palästinenser behandeln. Diese perverse Anschuldigung übersieht schlicht und einfach die Realität, nämlich, dass Israel diese Rechte unterstützt, weil es das Richtige ist. Innerhalb der israelischen Gesellschaft sind es tatsächlich diejenigen, die die Rechte Homosexueller unterstützen – und nicht die, die gegen diese Rechte sind –, die eher die Palästinenser unterstützen. Diese Fakten sind jedoch irrelevant für die Antisemiten, die der Meinung sind, dass der Nationalstaat des jüdischen Volkes nichts Gutes tun kann, es sei denn, er tut es aus den falschen Gründen.

Von der Wall Street nach Hollywood

Die andere Lüge, welche der Lüge „Die Juden kontrollieren die Welt“, auf dem Fuß folgt, ist die, dass einzelne Juden, die zufälligerweise erfolgreich

sind und sich in Autoritätspositionen befinden, stets zusammenarbeiten, um ihr Ziel einer jüdischen Weltherrschaft zu erreichen. Die Wirklichkeit ist jedoch völlig anders. Nehmen wir beispielsweise die angebliche jüdische Kontrolle der Medien. Es stimmt, dass jüdische Familien Beteiligungen an der *New York Times* und anderen Zeitungen haben. Diese Zeitungen

Welche Erfolge Juden auch immer erreicht haben mögen, sie waren stets das Ergebnis ihrer harten Arbeit, Kreativität und Entschlossenheit.

unterstützen jedoch nicht die jüdische „Kontrolle“ der Welt. Tatsächlich stimmen sie häufig nicht mit der öffentlichen Meinung der Juden überein. Das gleiche gilt für die Wall Street, Hollywood und die akademische Welt, wo individuelle Juden durchaus unterschiedliche Ansichten zu jüdischen Themen vertreten. Antisemiten scheren jedoch alle Juden über einen Kamm und in ihren Augen haben alle nur ein und dasselbe Ziel – die Weltherrschaft.

Also, nein – die Juden kontrollieren die Welt nicht. Viele leisten durch ihre individuellen Leistungen wertvolle Beiträge für die Welt. Dies gilt jedoch für Angehörige aller Konfessionen, Ethnien und Rassen. Die Welt wäre ärmer – in intellektueller, künstlerischer, karitativer und vielerlei anderer Hinsicht –, wenn es keine Juden gäbe. Viele europäische Länder, die sich mit-

schuldig machten, indem sie sich ihrer jüdischen Bevölkerung entledigten, bereuen heute ihr Tun. Lasst uns also dafür Sorge tragen, dass die in Europa verbliebenen Juden von den Antisemiten, die weiterhin die Lüge von der jüdischen Weltherrschaft verbreiten, verschont bleiben.

nu

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Onlinemagazins „Audiatur“.

www.audiatur-online.ch

Die Risse werden größer

Zwischen US-amerikanischen Juden und dem Staat Israel gibt es immer mehr Spannungen, bei den Jüngeren eine tiefe Entfremdung. Das wird längerfristig auch jüdische Gemeinden in Europa treffen.

VON ERIC FREY

Auf den ersten Blick sind die Beziehungen zwischen Israel und der jüdischen Gemeinde in den USA, der größten der Diaspora, besser denn je. Schließlich sind Premier Benjamin Netanjahu und Präsident Donald Trump engste Verbündete. Ob es um den Ausstieg aus dem Iranabkommen oder die Übersiedlung der US-Botschaft nach Jerusalem geht – noch nie ist eine US-Regierung den Wünschen Israels so bereitwillig nachgekommen.

Doch unterhalb der höchsten politischen Ebene brodelt es zwischen Amerikas Juden und dem jüdischen Staat. In zahlreichen Kommentaren ist von einer wachsenden Entfremdung, ja sogar der Gefahr eines offenen Bruchs die Rede. Und auch wenn von diesen Spannungen in den europäischen Gemeinden nur wenig zu spüren ist, so werden sie mittelfristig auch Folgen für deren Verhältnis zu Israel haben. Denn vorausgesetzt, die israelischen Parlamentswahlen führen zu keinem grundlegenden Macht- und Kurswechsel, stellen die Entwicklungen in Israel viele Juden in der Diaspora vor ein Dilemma.

Was stellt die Beziehungen zwischen Amerikas Juden und Israel denn auf eine so harte Probe? Da ist erst einmal die Tatsache, dass eine große Mehrheit der US-Juden die Demokraten unterstützen, Trump nicht gewählt haben und ihn verachten oder sogar hassen. Der US-Präsident mag zahlreiche jüdische Freunde, Unterstützer, Be-

rater und sogar eine jüdische Tochter samt einflussreichem Schwiegersohn haben, aber sie alle sind nicht typisch für Amerikas Judentum. Ein israelischer Premier, der sich Trump in die Arme wirft, macht sich bei vielen zu tiefst suspekt.

Dazu kommt, dass immer weniger amerikanische Juden die harte nationalistische Politik in Jerusalem unterstützen. Die jungen jüdischen Studenten und linken jüdischen Professoren, die sich der Bewegung für „Boycott, Divestment and Sanctions“ (BDS) angeschlossen haben, sind zwar eine Minderheit. Aber auch die Mehrheit hat wenig Verständnis für die Besatzungspolitik und die immer wiederkehrende Brutalität gegenüber den Palästinensern. Die Verabschiedung des Nationalstaatsgesetzes im vergangenen Jahr hat besonders viel Empörung ausgelöst. Juden, die Rassismus im eigenen Land ablehnen, sind nicht so leicht bereit, Rassismus anderswo zu akzeptieren.

Zahlreiche Vorfälle, bei denen amerikanische Juden mit einer kritischen Haltung zur israelischen Politik am Ben-Gurion-Flughafen aufgehalten und stundenlang verhört wurden, sorgten für Verwunderung und Entsetzen. Das traf auch führende jüdische Vertreter, die Israel seit Jahrzehnten unterstützt hatten, wie den Philanthropen Meyer Koplow, der eine palästinensische Broschüre im Gepäck hatte. Während Trumps Hetze gegen unabhängige Medien und alle Andersdenkenden durch das System der „checks and balan-

ces“ in den USA zumeist neutralisiert werden kann, scheint die israelische Rechte diese Art der autoritären Politik Schritt für Schritt zu verwirklichen.

Fehlende Anerkennung

Auch die Religion treibt Israel und das amerikanische Judentum zunehmend auseinander. Die meisten Synagogen in Nordamerika sind nicht orthodox; sie definieren sich als „reform“ oder „conservative“ oder zählen zu anderen liberalen Strömungen, in denen Frauen in allen religiösen Belangen gleichberechtigt sind. Zu diesen Gemeinden gehören Familien, die Israel seit Jahrzehnten großzügig finanziell unterstützen und sich eng mit dem Staat verbunden fühlen. Umso schmerzhafter ist es für sie, dass ihr Judentum vom Oberrabbinat in Israel nicht anerkannt wird; dass Konversionen von den rabbinischen Gerichten nicht akzeptiert werden, dass viele ihrer Mitglieder daher in Israel nicht heiraten können und sie auch sonst in ihren Rechten beschnitten werden.

Dieses Problem hat sich in den vergangenen Jahren verschärft, da vor allem progressive Jüdinnen diese Diskriminierung nicht mehr still hinnehmen wollen und gleichzeitig die Regierung Netanjahu Zugeständnisse an ihre ultra-orthodoxen Koalitionspartner gemacht hat. So ist der mühsam ausgehandelte Kompromiss über einen für Männer und Frauen gleichermaßen zugänglichen Gebetsort am Kotel, der Klagemauer in Jerusalem, am Veto der Orthodoxie gescheitert. Jüdinnen, die in

Was stellt die Beziehungen zwischen Amerikas Juden und Israel denn auf eine so harte Probe? Da ist erst einmal die Tatsache, dass eine große Mehrheit der US-Juden die Demokraten unterstützen, Trump nicht gewählt haben und ihn verachten oder sogar hassen.



Am Souveniershop in Jerusalem als chassidischer Jude: Donald Trump ist auch als T-Shirt zu haben. Der Annäherung zwischen US-Juden und Israel hilft das nur bedingt.

der Frauensektion nach ihrem egalitären Ritus beten wollen, sind weiterhin physischen Angriffen und sogar Strafverfolgung ausgesetzt. Und im Sommer 2018 war die Festnahme des Rabbiners einer etablierten konservativen Gemeinde, der ein Paar getraut hatte, ein weiteres Signal für die Kraft religiöser Bigotterie.

Der schmerzhafteste Moment für amerikanische Juden kam nach der Ermordung von elf Menschen in der „Tree of Life“-Synagoge von Pittsburgh am 27. Oktober 2018. Der von Israel entsandte Minister Naftali Bennett, formal für die Diaspora zuständig, war als politischer Hardliner für die meist progressiv eingestellten Gemeindemitglieder ein rotes Tuch; er nutzte den Besuch, Trump als „großen Freund Israels und der Juden“ zu loben, obwohl ihm viele US-Juden Mitverantwortung für die Zunahme des Antisemitismus geben. Und der aschkenasische Oberrabbiner Israels war nicht einmal bereit, das nicht-orthodoxe Gebetshaus als Synagoge anzuerkennen. Er sprach von „einem Ort mit einem tiefen jüdischen Charakter“.

Die Entfremdung zwischen der amerikanischen Diaspora und Israel geht über Einzelereignisse hinaus. Umfragen zeigen, dass eine große Mehrheit unter den jüngeren US-Juden sich für

Israel entweder nicht interessiert oder die Besatzungs- und Palästinenserpolitik so vehement ablehnt, dass sie auch dem Staat an sich kritisch gegenüberstehen. So wie die gesamte demokratische Partei rücken auch viele Juden politisch nach links. Die Orthodoxie ist davon ausgenommen, doch die ist eine Minderheit.

Das macht sich etwa bei den zunehmenden Konflikten bei „Birthright“ bemerkbar, dem gesponserten Besuchsprogramm für junge US-Juden in Israel. Immer mehr Teilnehmer wehren sich gegen die einseitige Propaganda während ihres Aufenthalts und haben in einigen Fällen das Programm verlassen.

Reflexhafte Solidarität

Noch betreffen diese Spannungen Europa kaum. Es gibt hier weniger nicht-orthodoxe Gemeinden, und diese sind weniger bedeutend als ihre amerikanischen Pendanten. Und angesichts der israelkritischen Haltung vieler westeuropäischer Regierungen und Medien neigen führende jüdische Vertreter zur reflexhaften Solidarität mit der israelischen Führung, unabhängig von deren Politik. Aber es gibt Anzeichen, dass auch hier die Kluft wachsen wird.

Israel steht heute mehrheitlich

rechts, während sich Europas Juden meist eher links der Mitte positionieren – vor allem, wenn es um Demokratie und Grundrechte geht. Den Aufstieg rechtspopulistischer Parteien verfolgen sie mit großer Sorge. Umso weniger Verständnis haben viele für die guten Beziehungen Netanjahus zum ungarischen Premier Viktor Orbán und zur PiS-Regierung in Polen. Dass sich Netanjahu ebenso wie Orbán auf den US-jüdischen Philanthropen George Soros als Feindbild einschießt und damit die Soros-Feinde in Europa vom Vorwurf des Antisemitismus reinzuwaschen scheint, ist ein besonderes Ärgernis.

Noch dreht sich in Europa ein großer Teil des jüdischen Lebens um Israel, bleiben die familiären und persönlichen Verbindungen eng. Alija, Einwanderung in Israel, bleibt für viele junge europäische Juden eine reale Option in der Lebensplanung. Noch wird es als selbstverständlich angesehen, dass bei jüdischen Veranstaltungen die israelische Fahne gehisst wird oder der israelische Botschafter auftritt. Aber auch hier zeigen sich die ersten Risse. Wenn die heutigen politischen und kulturellen Trends sich nicht umdrehen, dann kann es gut sein, dass in der nächsten Generation der Diaspora Israel zwar ein jüdischer Staat ist, aber ein fremder. *nu*



Brillanter Starinvestor,
gefürchteter Spekulant:
George Soros

VON HEDI SCHNEID

Für Geld kann man alles kaufen – fast alles zumindest, möchte man glauben, wenn man die Finanzseiten der großen Zeitungen liest. Und doch: Zu jenen Dingen, die auch Milliardeninvestitionen nicht möglich machen, gehört – neben Gesundheit – offenbar politisches Wohlwollen. Das muss der ungarischstämmige Milliardär George Soros jetzt auch in Österreich erleben. Nach einer Hetzkampagne von Ungarns Regierung und vor allem deren Chef Viktor Orbán gegen den Selfmademan – die in dem Vorwurf gipfelte, er sei mit einem „Masterplan“ Drahtzieher hinter den Flüchtlingsströmen –, fiel die Entscheidung: Die von Soros gegründete Central European University (CEU) übersiedelt ab 2019/20 zum Teil nach Wien. Aber auch hierzulande schlägt Soros nicht ungeteilte Freude ob dem Investment entgegen.

Doch warum regt der 88-Jährige so auf? Brillanter Starinvestor, gefürch-

teter Spekulant, spendabler Philanthrop, verhasster Linksaktivist mit jüdischem Hintergrund: Der als György Schwartz 1930 in Budapest geborene Soros (sein Vater, ein Rechtsanwalt, änderte im aufkeimenden Nationalsozialismus den Familiennamen) wurde in seinem langen Leben mit unterschiedlichsten Etikettierungen versehen – und er lieferte häufig Stoff für Verschwörungstheorien. Wobei Soros vor allem die Gemüter erhitzt, wenn es um sein gesellschaftliches Engagement und um seine politischen Aktivitäten geht.

In Finanzkreisen gilt er – neben Warren Buffett, Carl Icahn und Paul Singer – als weiser Mann des Geldes. Aber auch in diesem, seinem angestammten Metier, hat der zweite Sohn einer jüdischen Familie, der mit 17 Jahren vor den Nationalsozialisten floh und allein nach London auswanderte, nicht nur Freunde. Meisterspekulant: Allein dieses Prädikat trägt schon Kritik, vor allem von links, in sich. Soros hat diesem Namen aller-

George Soros sorgt für Aufregung: mit seinem Reichtum bei den Linken, mit seinem Engagement für eine liberale Gesellschaft bei den Rechten. Nun machen ihn seine Äußerungen zur Flüchtlingskrise zum Sündenbock schlechthin.

dings auch alle Ehre gemacht. Es war der 16. September 1992, zwei Jahre nach dem Eintritt Großbritanniens in den Europäischen Wechselkursmechanismus: Das Pfund war total überbewertet, Soros vom baldigen Zusammenbruch des britischen Währungssystems überzeugt. Er kaufte Pfund im Wert von zehn Milliarden Dollar – und verkaufte sie. Die Bank of England hielt dagegen – vergebens. Der Kursrutsch war nicht zu stoppen, Soros verdiente an einem einzigen Tag rund eine Milliarde Dollar.

Das Wissen, wie die Finanzmärkte und die Wirtschaft funktionieren, erwarb er sich anfänglich im Studium an der London School of Economics. 1956 ging er in die USA, ins Epizentrum des Finanzmanagements. Dort lernte er die Praxis kennen und hatte offenbar auch den richtigen Riecher: Sein 1970 mit Jim Rogers (einem ebenfalls legendären Fondsmanager) gegründeter Soros Fund, der später in Quantum Fund umbenannt wurde, zählt zu den erfolgreichsten Hedgefonds der Geschichte. Im Unterschied etwa zu Warren Buffett, der sich bei unterbewerteten Unternehmen einkauft und auf Wertsteigerungen setzt, folgte

erzählt er, dass er in Budapest, gleich nach der Besetzung durch die Nazis, eine Erfahrung gemacht habe, die ihm sein ganzes langes (Finanz-)Leben hindurch nützlich gewesen sei: dass man nämlich in Extremsituationen nicht mit normalen Aktionen weiterkomme. Denn nur mit den falschen Papieren, die sein Vater besorgt hatte, überlebte die Familie.

Mächtig gegen den Mainstream

Apropos Wurzeln: An der London School of Economics lehrte in den fünfziger Jahren ein Mann, der Soros nachhaltig prägen sollte: der Philosoph Karl Popper. Dessen Konzept der „offenen Gesellschaft“ inspirierte Soros zu seinem sozialen und philanthropischen Engagement. Die von ihm gegründeten Open Society Foundations fördern Studenten und Universitäten auch, um das kritische Denken und den Austausch zwischen Menschen aus verschiedenen Nationen, Ethnien und Religionen zu unterstützen. Da war der Schritt in seine ehemalige Heimat naheliegend. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs sollten Soros-Stipendiaten die Idee der „offenen Gesellschaft“ in ihren Hei-

Sein 1970 mit Jim Rogers (einem ebenfalls legendären Fondsmanager) gegründeter Soros Fund, der später in Quantum Fund umbenannt wurde, zählt zu den erfolgreichsten Hedgefonds der Geschichte.



Soros meist seinem Gespür für makroökonomische Entwicklungen.

Die Milliarden sieht man Soros dennoch nicht an. Er besitzt zwar schöne Anwesen, unter anderem auf Long Island, aber sein Büro mitten in Manhattan spiegelt ebenso Understatement wider wie Soros selbst. Vor allem jedoch leugnete und vergaß er nie seine Wurzeln, im Gegenteil. Oft und gerne

matländern aufbauen. Ironie der Geschichte: Einer von ihnen hieß Viktor Orbán, er erhielt 1989 die Mittel für ein Studium in Oxford. Anfang der neunziger Jahre wurde dann in Budapest die Central European University gegründet, die nun von Orbán zur „Auswanderung“ gezwungen wird.

Soros ging es aber nicht nur um den Sturz des Kommunismus in Osteur-

opa. Als glühender Verfechter einer demokratischen Zivilgesellschaft, die allen Gruppen Entfaltungsmöglichkeiten bietet, ging er in vielen Ländern zu deren Regimes auf Konfrontationskurs, so auch in der Ukraine. Und er tut es nach wie vor. Soros fördert NGOs, Oppositionelle, kritische Journalisten – mit einem Wort alle, die nicht mit dem Mainstream schwimmen. Dass ihn das bei den Mächtigen rund um den Globus suspekt macht, ist kein Wunder. Aber es geht nicht nur um Politik im engeren Sinn. Wenn Soros sich für die Anerkennung von Minderheiten wie den Roma starkmacht oder für die Gleichberechtigung von Homosexuellen, dann ist er ebenso Zielscheibe, wie wenn er den drohenden Zerfall der EU, den Brexit und Fehlentwicklungen der modernen Marktwirtschaft aufs Korn nimmt. Weil er Angst um seine Milliarden hat? Nein. „Ich mache mir Sorgen um unsere Zivilisation“, sagte er in einem Interview mit der Wochenzeitung Die Zeit. Hoffentlich sieht der greise Milliardär zu schwarz. *nu*

Israel erlaubt den Export von medizinischen Cannabis

Israel gilt schon seit langem als eines der fortschrittlichen Länder bei Erforschung und Anbau von medizinisch genutztem Cannabis. Einer der Pioniere ist Raphael Mechoulam, Professor an der Hebräischen Universität von Jerusalem. Der vielfach ausgezeichnete Hochschullehrer für Pharmazeutische Chemie und Naturstoffe schaffte es 1963, aus den rund tausend Substanzen der Cannabispflanze ein Molekül zu isolieren, das einen therapeutischen Effekt hat. Damit wurde er zum Großvater der Erforschung des medizinischen Cannabis. Bis heute ist er aktiv, viele seiner Forschungen finden Anwendung in der modernen Medizin. Er publizierte mehr als 350 wissenschaftliche Artikel und ist Mitglied der israelischen Akademie der Wissenschaften. Die israelische Regierung hat seine Arbeiten gefördert; seit mehr als zehn Jahren ist der Einsatz von Cannabis in Israel zu medizinischen Zwecken erlaubt. Medizinisches Cannabis wird als Therapie bei Krebspatienten, bei Parkinson, Multipler Sklerose und psychischen Störungen eingesetzt. Auch bei Schoah-Überlebenden, die an Alpträumen und Angstzuständen leiden, wird es häufig eingesetzt. Jetzt hat die israelische Regierung den nächsten Schritt getan und erlaubt israelischen Anbietern, es auch zu exportieren. Nach Kanada und den Niederlanden ist Israel damit das dritte Land, das den Export von medizinischem Cannabis erlaubt. Schon jetzt gilt Hanf aus Israel durch das milde Klima und die lange Tradition der Forschung als sehr hochwertig. Markteinschätzungen rechnen bis zum Jahr 2027 sogar mit einer Exportumsatz von bis zu 60 Mrd. Dollar für israelisches Cannabis.

Israel im Hilfeinsatz in Brasilien

Im Jänner 2019 ist im Südosten Brasiliens ein Damm einer Eisenerzmine gebrochen und hat dutzende Menschen mit in den Tod gerissen. Israel war das einzige Land der Welt, dass auf schnellstem Weg den dortigen Bewohnern geholfen hat. Eine Gruppe von mehr als 130 Spezialisten aus Israel, darunter Taucher, Bergespezialisten, Suchmannschaften mit Hunden, Mediziner und auch Mitglieder der Gruppe ZAKA sind mit einer EL-AL Maschine nach Belo Horizonte gereist, um sich an der Suche nach Vermissten und der Bergung s zu beteiligen. An Bord der Maschine befanden sich auch mehr als 16 Tonnen Rettungs- und Hilfsmaterial.



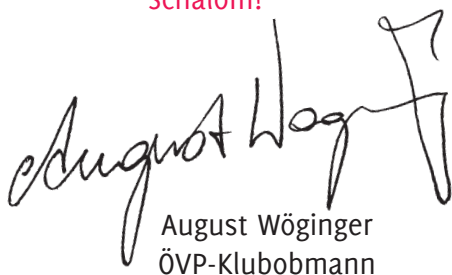
Intel investiert weitere 10 Milliarden Dollar in Israel

Im Jänner 2019 hat der US-Technologiekonzern Intel angekündigt, weitere 10 Mrd. Dollar in Israel zu investieren. Intel, das in Israel bereits seit langem eine Chip-Fabrik betreibt und mit der Beteiligung an Mobil-Eye sehr prominent in Israel vertreten ist, will mit dieser Summe eine weitere Chip-Fabrik in der Stadt Kiryat Gat im Süden Israels errichten. Mit dieser Investition zeigt Intel, wie wichtig der Standort Israel für das Unternehmen ist, sowohl in der Entwicklung als auch in der Produktion von hochwertigen Chip-Prozessoren für den Weltmarkt. Laut Israels Wirtschaftsminister Eli Cohen ist dies die bisher größte Einzelinvestition eines ausländischen Unternehmens in Israel. Intel beschäftigt heute schon 11.700 Mitarbeiter vor Ort, zusätzlich noch 1.200 Mitarbeiter bei Mobil-Eye. Mit der neuen Fabrik sollen 2.500 zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen werden. Im Jahr 2018 betrugen die Exporte von Intel aus Israel rund 35 Mrd. USD

Anlässlich des Pessach-Festes möchte ich den Leserinnen und Lesern des Magazins NU und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern namens des ÖVP-Parlamentsklubs ein schönes und fröhliches Fest im Kreis von Familie und Freunden wünschen.

Wir alle halten den Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben in unseren Herzen. In Dialog und Verständnis für einander können wir den Grundstein dazu legen.

Schalom!


August Wöginger
ÖVP-Klubobmann



© ÖVP-Klub/Sabine Klimpt

**Ambulatorium Helia
Betriebs-GmbH**

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und
FreundInnen
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

Wir wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

**Danielle und
Martin Engelberg
Sammy, Rachel,
Debbie**

**Ihnen allen
ein schönes
Pessach-Fest!**

USCHI LICHTENEGGER
Bezirksvorsteherin
Leopoldstadt
Karmelitergasse 9
post@pv02.wien.gv.at
Tel: +43-1-4000-02111



Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

חג שמח

Pierre Lopper und Familie
Rotenturmstraße 27, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at

**Die NU-Redaktion
wünscht allen
Leserinnen und Lesern
ein glückliches und
schönes Pessach-Fest!**

חג שמח

Pessach sameach
wünschen

**Marika Lichter
und
Paul Lichter**

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



**Prof. (FH) Mag.
Julius Dem, MBA**

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

**Familien Richard und Martin
LANCZMANN sowie Firma E.T.C.**

wünschen allen Freunden,
Verwandten und Bekannten ein
fröhliches Pessach-Fest

**Lansky, Ganzger + Partner
Rechtsanwälte GmbH**
wünscht allen Klienten, Freunden
und Bekannten ein frohes
Pessach Fest!
Chag Pesach Sameach!

**Oberrabbiner
Chaim
Eisenberg**

wünscht allen
Verwandten und
Freunden ein
fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

Ihr Jüdisches Berufliches Bildungszentrum wünscht
PESSACH SAMEACH!



Ihre Partner für Berufsbildung und Arbeits-
marktintegration wünschen Ihnen herzlichst ein
koscheres und fröhliches Pessachfest.

Anmeldung und Information
01 / 33 106 - 500
boi@jbbz.at

Jüdisches Berufliches Bildungszentrum (JBBZ)
Adalbert-Stifter-Straße 18, 1200 Wien
www.jbbz.at



Beschützt, aber nicht gleichberechtigt: Juden im Iran

VON GABRIELE FLOSSMANN

Israel und Iran sind Todfeinde. Und trotzdem lebt im Iran die zweitgrößte jüdische Gemeinde im Nahen Osten. Ausgerechnet beim antizionistischen Erzgegner Israels gibt es religiöse Krankenhäuser, Schulen, Kindergärten, Synagogen. Andererseits lässt die islamische Theokratie auch säkularen Juden kaum Spielraum; von vielen öffentlichen Ämtern und Berufen sind die etwa 25.000 iranischen Juden als Nichtmuslime ausgeschlossen.

Unter dem Schah erlebte die jüdische Gemeinde so etwas wie eine zweite Goldene Ära – nach der ersten unter Perserkönig Kyros, der die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft befreit und nach Persien gebracht hatte. Anders als in den Jahren zuvor war die jüdische Gemeinde in der Regierungszeit des Schahs (1942–1979) wirtschaftlich erfolgreich und erfreute sich großer kultureller Autonomie. Der nach der islamischen Revolution an die Macht gekommene politische Führer Ayatollah Khomeini ließ hingegen antisemitische Töne anklingen, welche die jüdische Gemeinde verunsicherten. So sagte er im April 1979, dass er zwischen den Juden Irans und dem zionistischen Regime unterscheiden wolle: „Wir wechseln euch nicht mit denen: Ihr

Sie sind zwar in der Ausübung ihrer Religion einigermaßen frei, doch wie auch andere religiöse Minderheiten von öffentlichen Ämtern und vielen Berufen ausgeschlossen. Ein Lokalausweis in Hamadan, bis heute die wichtigste Pilgerstätte der im Land lebenden Juden.

seid seit 2500 Jahren hier und ihr seid unsere Juden. Ihr seid von hier, die anderen aber sind menschenfressende, blutrünstige Zionisten.“ An diese Worte klammern sich die iranischen Juden bis heute.

Sogar im Parlament

In all den Jahren seit der Islamischen Revolution gab es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine spezifische Judenverfolgung. Freilich werden Juden in dem Maß diskriminiert, wie es auch bei anderen, offiziell anerkannten religiösen Minderheiten der Fall ist.

Das bedeutet, dass sie in der Ausübung ihrer Religion einigermaßen frei sind, aber am politischen Geschehen nicht gleichberechtigt teilnehmen können. Zwar steht etwa nirgendwo in der iranischen Gesetzgebung geschrieben, dass Juden nicht Universitätsprofessoren werden können – aber wer es anstrebt, braucht eine Unbedenklichkeitsbescheinigung der Moschee in seinem Bezirk. Wie soll ein Jude eine solche bekommen? Zu Beginn des Iran-Irak-Krieges verließen viele jüdische Ärzte und Krankenpfleger das Land. Der Grund dafür: Juden, die Muslimen helfen wollten, wurden daran gehindert, weil sie „unrein“ sind. Heute gibt es im Iran mehr als zwanzig aktive Synagogen – zehn davon allein in Teheran. Und es gibt dort auch mehr als eine Handvoll koschere Fleischhauereien. Trotz allem sind Ehen zwischen Juden und Angehörigen anderer Religionen im Iran sehr selten, die Quote liegt bei weniger als 0,1 Prozent.

Als religiöse Minderheit hat die jüdische Gemeinde sogar einen festen Sitz im Parlament. Die Juden sind wohl beschützte, aber nicht gleichberechtigte Bürger. Doch es gibt staatliche Hilfe beim Unterhalt der Synagogen, für jüdische Bibliotheken und koschere Restaurants.

Die Einigung im Nuklearstreit und

Obwohl heute in Hamadan nur noch fünf Familien jüdischen Glaubens leben, gestaltet sich das Zusammenleben mit der überwiegend muslimischen Mehrheit dem Anschein nach problemfrei.“

das Atom-Abkommen mit den USA hatte die jüdische Gemeinde des Iran herbeigesehnt. Ihre Vertreter begleiteten deshalb sogar Präsident Hassan Rohani zur UN-Generalversammlung nach New York, dieser revanchierte sich im Gegenzug durch demonstrativ projüdische Gesten. Er schickte sogar Gratulationen zum Neujahrsfest Rosch Haschana in die Welt, subventionierte das jüdische Krankenhaus und gab jungen Juden am Sabbat, der im Iran auf den Wochenbeginn fällt, schulfrei.

Das Grab von Ester

Im Zentrum der Stadt Hamadan, unter einer hohen Ziegelkuppel, kann man heute noch das Grab von Ester, Frau des Perserkönigs Xerxes I., besuchen. Es ist, wie auch jenes ihres Cousins und Adoptivvaters Mordechai, bis heute die wichtigste Pilgerstätte der im Land lebenden Juden. Viele von ihnen kommen zu Purim nach Hamadan, um der Errettung der persischen Juden durch Ester im Jahr 3405 nach Erschaffung der Welt (356 v. d. Z.) zu gedenken. Sie hatte ihren Mann durch Fasten und Beten von seinem Plan abgebracht, alle Juden ermorden zu lassen.

Hamadan ist eine der ältesten und auch kulturell bedeutendsten Städte des Iran, rund 300 Kilometer westlich von Teheran am Fuße des Zagros-Gebirges gelegen. Obwohl heute in Hamadan nur noch fünf Familien – zusammen etwa dreißig Menschen – jüdischen Glaubens leben, gestaltet sich das Zusammenleben mit der überwiegend muslimischen Mehrheit dem Anschein nach problemfrei. Eine so kleine Minderheit könnte sich bedroht fühlen, doch um

Zutritt in die mitten in einer belebten Marktgasse gelegene Synagoge zu bekommen, muss man nur eine Klingel betätigen. Anders als in Europa bedürfen jüdische Einrichtungen im Iran keiner Bewachung. Die Synagoge braucht keinen Polizeischutz, die Türen sind unversperrt.

Ein betagter Rabbiner schiebt für Besucher die schwere Steinplatte vor dem

ösen Sinn mündigen Juden, die nötig sind, um einen vollständigen jüdischen Gottesdienst abhalten zu können. Über den Besuch aus Österreich zeigt er sich höchst erfreut. Wiewohl er zum Iran stehe, ja, ihn sogar liebe, sei er Jude mit einem iranischen Pass, antwortet er auf meine Frage, ob er sich als Iraner oder Perser fühle.

Als Israel 1948 gegründet wurde,



© GABRIELE FLOSSMANN

Pilgerstätte der Retterin der persischen Juden: Königin Ester, Frau von Xerxes.

Grabraum zur Seite. „Ich bin stolz darauf, dass ich hier in der sichersten Synagoge der Welt sein kann“, betont er in gutem Englisch und gleich darauf noch einmal in altmodisch-elegantem Französisch. Trotzdem wirkt der alte Rabbiner resigniert, weil sich in seiner kleinen jüdischen Gemeinde kein Minjan mehr zusammenstellen ließe – jenes Quorum von zehn oder mehr im religi-

lebten in Iran etwa 100.000 Juden, zur Zeit der Revolution 1979 waren es noch 80.000. Danach zogen die Wohlhabenden in die USA, die Ärmeren nach Israel. Wer jetzt noch im Iran lebt, will bleiben – so wie der Rabbiner von Hamadan. In seiner kleinen Synagoge lässt sich die Zeitgeschichte am Design der Teppiche ablesen. Die älteren Muster zeigen einen Davidstern, die neueren nur die Menora. Geknüpft wurden sie nach der Revolution – die Islamische Republik half bei der Verbreitung. Der Iran scheint die wenigen verbliebenen Juden auf moderate Weise zu fördern, denn sie passen in das Image als gemäßigte Regionalmacht in einem radikalisierten (sunnitischen) Umfeld.

nu

Trotzdem wirkt der alte Rabbiner resigniert, weil sich in seiner kleinen jüdischen Gemeinde kein Minjan mehr zusammenstellen lässt.

Gemischte Gefühle: Die jüdische Diaspora im Maghreb



Die el-Ghriba-Synagoge auf der tunesischen Insel Djerba ist die älteste erhaltene Synagoge in Nordafrika.

Die Juden Marokkos, Tunesiens und Algeriens haben einen bedeutenden Beitrag zum kulturellen Erbe des nordafrikanischen Raums geleistet. Die Bewertung der Geschichte sowie des heutigen jüdischen Lebens im Maghreb fällt allerdings differenziert aus.

VON MICHAEL REINPRECHT

Mit ihren Songs hat die 37-jährige Neta Elkayam die Herzen vieler Israelis erobert. Netas Songs sind hip in Tel Aviv, ihre Konzerte ausverkauft. Sie ist im südisraelischen Netivot geboren und aufgewachsen. Und sie singt in marokkanischem Dialekt. Neta geht es um die Pflege einer alten Kultur: die Tradition der marokkanischen Juden. Ihre Großeltern sind vor fünfzig Jahren aus Casablanca nach Israel ausgewandert.

Zu dieser Zeit lebten zirka 250.000 marokkanische Juden im Königreich, heute sind es nur noch 2500, vor allem in Casablanca, Fes, Essaouira und Marrakesch. In Tunesien sind es etwa 1500, vor allem in der Hauptstadt Tunis und auf der Insel Djerba gibt es noch sehr aktive und lebendige Gemeinden. Die in maurischem Stil erbaute Ghriba-Synagoge ist ein Touristenmagnet. Im April 2002 verübte Al-Kaida hier einen blutigen Anschlag, ein mit Flüssiggas beladener Tankwagen raste in die Synagoge, tötete 19 Touristen und verletzte 30 Menschen zum Teil schwer. Auch in Algerien bietet sich ein ähnliches Bild: Nahezu alle Jüdinnen und Juden

haben das Land verlassen. Nach dem Ende des Algerienkrieges 1962 entzog die Regierung ihnen das Aufenthaltsrecht, da nur moslemische Algerier die Staatsbürgerschaft erhielten; fast alle gingen nach Frankreich, kaum einer nach Israel. In Libyen gab es in den 1940er Jahren noch knapp 40.000 Juden, heute lebt in dem von Bürger- und Bandenkriegen gebeutelten Mittelmeerland kein einziger Jude mehr.

Trotzdem ist die Geschichte der maghrebinischen Juden von einem harmonischen Zusammenleben mit der moslemischen Mehrheitsbevölkerung geprägt, gibt es nur wenige negative Erinnerungen. Die Geschichte der marokkanischen Juden ist dabei so alt wie die jüdische Diaspora selbst: Archäologische Funde weisen auf jüdische Präsenz in der römischen Kolonie Africa hin. Mit der Ausbreitung des Islam im 7. Jahrhundert wird auch im Maghreb das Statut der Dhimmi eingeführt, ein Vertrag, der die Juden unter den Schutz des Sultans stellt – allerdings nur unter der Bedingung, dass sie Sondersteuern zahlen. Dieses Institut regelt die Beziehungen der jüdischen Minderheit mit der muslimischen Mehrheitsbevölkerung. Mit Zahlung

dieser „Unterwerfungssteuer“ erhielten Juden volle Gemeindeautonomie im Mellah, dem traditionellen jüdischen Viertel in marokkanischen Städten. Man war damit zwar geschützt, jedoch Bürger zweiter Klasse, musste auf Eseln oder Maultieren reiten und außerhalb der Mellahs zu Fuß gehen. In den 1910er Jahren verschwand das Institut der Dhimma, auch die Verpflichtung, in den Mellahs wohnen zu müssen, endete 1912 mit Beginn des französischen Protektorats.

Welt im Wandel

Die kollektive Erinnerung der jüdischen Gemeinden in diesem Raum ist – trotz mancher Entgleisung und sporadischer Gewalt – also positiv konnotiert. Maghrebinische Juden sprachen und schrieben Arabisch. Ihre Poesie, Musik, Literatur, philosophischen und wissenschaftlichen Schriften sind integraler Bestandteil des kulturellen Erbes Nordafrikas. Dies galt auch für die jüdischen Bewohner Andalusiens. Herausragendes Beispiel ist wohl der bedeutendste jüdische Gelehrte des Mittelalters, der Philosoph Rabbi Moshe Ben Maimon aus Córdoba. Die Zeit bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts

© ISSAM BARHOUM

gilt vielen maghrebinischen Juden als das „Goldene Zeitalter“ der jüdisch-muslimischen Kohabitation in Nordafrika.

Ab da aber brach für die maghrebinischen Juden eine neue Zeit an. Und die verhieß nichts Gutes. Die orientalische Welt hatte sich geändert, Nordafrika wurde vom aufkeimenden arabischen Nationalismus erfasst, die Ideologie der Umma, des moslemischen Arabiens als nationaler Einheit, drängte die bislang florierenden jüdischen Gemeinden zurück. Doch mit der Gründung Israels 1948 entstand eine neue, sichere Heimat aller Juden. Zeitgleich führte der arabische Angriff auf den jungen Staat zu Spannungen. Die muslimische Mehrheitsbevölkerung sah die marokkanischen Juden als verlängerten Arm der verhassten Zionisten. Am 17./18. Juni 1948 kam es zu Mord und Brandanschlag im Norden des Landes, den Pogromen von Oujda und Jerada. 42 Juden wurden ermordet, 150 schwer verletzt.

Im Laufe der 1950er Jahre begann die jüdische Bevölkerung der Maghreb-Staaten, ihre Länder zu verlassen. Sie kehrten ihrer Heimat den Rücken, „weil sie Angst hatten“, wie es der aus Marokko stammende französische Historiker Georges Bensoussan auf den Punkt bringt. Tausende verließen das Land, emigrierten auf eigene Faust, oft

Die Geschichte der marokkanischen Juden ist so alt wie die jüdische Diaspora selbst: Archäologische Funde weisen auf jüdische Präsenz in der römischen Kolonie Africa hin.

auf abenteuerliche Weise. Ende Jänner 1961 kenterte das Schiff Egoz mit 44 jüdischen Flüchtlingen an Bord an der Nordküste Marokkos und sank. Israel reagierte rasch und rief die vom Mossad organisierte „Operation Jachin“ ins Leben, bei der von November 1961 bis ins Frühjahr 1964 insgesamt 97.000 marokkanische Juden von Casablanca aus per Schiff oder Flugzeug über Spanien, Frankreich und Italien nach Israel gebracht wurden. Dieser Massen-Alija lag ein Geheimdeal mit König Hassan II. zugrunde, der dem Königreich Millionen Dollar Einnahmen brachte, um den „Verlust der jüdischen Mitbürger zu verschmerzen“. Weitere Flüchtlingswellen folgten, im Gefolge des Jom-Kippur-Krieges und auch noch später.

Tropfen auf heißem Stein

Die im Gefolge des Arabischen Frühlings neu ausgearbeitete marokkanische Verfassung von 2011 unterstreicht das kulturelle Erbe Marokkos und erwähnt dabei die Juden Marokkos ausdrücklich. „Marokko ist das einzige

Land der Welt, in dessen Verfassung das ‚jüdische Erbe‘ verankert ist“, so André Azoulay, einflussreicher Wirtschaftsberater des Königs. Der „arabische Marokkaner jüdischen Glaubens“, wie Azoulay, Vater der UNESCO-Generaldirektorin Audrey Azoulay, sich selbst bezeichnet, entstammt einer alten jüdischen Familie aus Essaouira.

Heute sind die Gemeinden in Marokko lebendig und aktiv. König Mohammed VI. hat die kleinen jüdischen Gemeinden unter seinen Schutz genommen. Nach dem Terroranschlag vom April 2011 in Marrakesch auf ein Café am Djama'a el-Fna, dem berühmten Touristenmagnet „Platz der Gaukler“ mit 17 Toten, bat der König das marokkanische Volk um Unterstützung im Kampf gegen der Terror: „Muslime, Christen und Juden müssen eine gemeinsame Front bilden.“ Es bleibt zu hoffen, dass das Engagement für einen konstruktiven Dialog mehr ist als ein Tropfen auf den heißen Stein. Die israelische Sängerin Neta Elkayam weiß davon ein Lied zu singen. *nu*



Nordafrikanische Juden während des Zweiten Weltkriegs: Die französischen Kolonialgebiete unterstanden ab 1940 dem Vichy-Regime.



Finden in ihrem Film „Back to the Fatherland“ überraschende Antworten: Gil Levanon (li.) und Kat Rohrer

Für die Leichtigkeit des Lebens

Warum gehen junge Israelis, vor allem jene der dritten Generation nach dem Holocaust, ausgerechnet nach Deutschland? Die Antwort liegt vielleicht in der Globalisierung. Die dritte Generation ist die erste, welche die Vorteile in einer globalisierten Welt nützen kann.

VON KAT ROHRER

Kaum etwas anderes wirft so viele Fragen auf und sorgt für so intensive Diskussionen innerhalb einer Familie wie die Ankündigung eines jungen Israeli, er werde demnächst nach Berlin „auswandern“. Seit mehreren Jahren schon wird in den israelischen Medien

das Phänomen des Exodus junger Israelis in Richtung Deutschland und Österreich heftig diskutiert. Es sorgt für Irritationen. Es war auch der Grund für unseren Dokumentarfilm *Back to the Fatherland*. Meine Ko-Regisseurin Gil Levanon und ich wollten die Ursachen aufspüren. In den Jahren der Recherche und später während der

Dreharbeiten haben wir viel über diese jungen, sozusagen freiwilligen Diasporajuden und ihre Motive gelernt. Wir haben erfahren, wie komplex und vielschichtig dieses Phänomen ist.

Immer wieder verlassen Israelis für eine Zeit ihr Land. Das ist nicht unüblich, vor allem nach dem Militärdienst. Geändert aber hat sich die Zahl

Berufschancen, Liebe, Politik, wirtschaftliche Sicherheit, persönliche Veränderung oder einfach nur eine Pause von der Heimat, keine latente Bedrohung, ein Stück Freiheit: Junge Israelis verlassen ihr Land aus vielen Gründen.

der Rückkehrer. Es werden immer weniger, wie das Central Bureau of Statistics (CBS) berichtet. Das erregt Aufmerksamkeit, weshalb die Zahl der Zurückkommenden genau beobachtet wird.

Warum gehen also diese jungen Menschen, vor allem jene der dritten Generation nach dem Holocaust, ausgerechnet nach Deutschland? Die Antwort liegt vielleicht in der Globalisierung. Die dritte Generation ist die erste, welche die Vorteile in einer globalisierten Welt nützen kann. Das erklärt aber noch nicht die Entscheidung für Deutschland oder Österreich im Schatten seiner Geschichte. Die Antwort, die wir gefunden haben, ist vielleicht für viele überraschend.

Deutschland aus Protest

Wir sind dieser Frage 18 Monate lang nachgegangen und haben mit vielen jungen Israelis gesprochen. Ihre Motive sind so vielschichtig wie Israel selbst. Einer unserer Protagonisten, Dan, ein junger Künstler, wählte Deutschland um der Kunst willen und aus Protest gegen die angespannte politische Situation in seiner Heimat. Er suchte eine günstige akademische Ausbildung zum Bildhauer und die Leichtigkeit des Lebens. Den ständigen Widerspruch zu seiner Umgebung fand er unerträglich.

Die Lebenshaltungskosten in Israel sind sehr hoch. Das erschwert den Aufbau einer Existenz mit Ende zwanzig oder Anfang dreißig. Israelische Freunde meines Alters, also Ende dreißig, arbeiten in drei Jobs, um überhaupt die Miete bezahlen und eventuell etwas ansparen zu können.

Wir reden hier nicht von prekären Beschäftigungen. Meine Freundin Liron hat als Lehrerin eine Vollzeitanstellung, ist Massagetherapeutin und arbeitet dazu noch dreimal pro Woche in einem Restaurant.

Unser Protagonist Guy hatte ein anderes Motiv als Dan. Auf einer Reise durch Indien hatte er seine Freundin Kathi kennengelernt, eine Österreicherin. Zwei Jahre versuchten beide, in Israel Fuß zu fassen. Kathis Chancen auf Arbeit als Kindergartenpädagogin waren schlecht, deshalb der Umzug nach Salzburg. Guy war Österreich gegenüber skeptisch. Sein Großvater Uri war mit neun Jahren nach Theresienstadt deportiert worden. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten jedoch hat sich Guy gut eingelebt. Er wird aber – wie so viele Israelis und Juden – immer einen argwöhnischen Blick über die Schulter werfen, sagt er. Man kann ihn verstehen.

Großmutterns Geschirr

Berufschancen, Liebe, Politik, wirtschaftliche Sicherheit, persönliche Veränderung oder einfach nur eine Pause von der Heimat, keine latente Bedrohung, ein Stück Freiheit: Junge Israelis verlassen ihr Land aus vielen Gründen. Alle aber verbindet eine Erfahrung, nachdem sie eine Zeitlang in Deutschland oder Österreich gelebt haben: Die Vergangenheit wird Teil ihrer neuen Gegenwart. Denn egal wie sie oder ihre Familie mit dem Holocaust umgegangen sind, ob viel oder wenig darüber gesprochen wurde, irgendwann wird dieser Teil der Geschichte für sie in diesen Ländern präsent. Alle gehen auf Spurensuche. Sie

wollen persönlich herausfinden, wie sie mit der Geschichte, die ihre langen Schatten bis ins Jetzt wirft, umgehen können. Dann stellen sie oft fest, dass sie mehr mit dem fremden Land verbindet, als sie vermutet hätten.

Meine Ko-Regisseurin Gil zum Beispiel verbrachte bei der Arbeit für *Back to the Fatherland* viel Zeit in Wien. Zu Beginn waren Orte wie der Heldenplatz etwas schwierig für sie. Die Bilder vom „Anschluss“ und von der Rede Adolf Hitlers auf dem Balkon der Hofburg waren für sie immer präsent. Später war sie über ihre Reaktion auf Wiener Altbauwohnungen und Kaffeehäuser erstaunt: Es stellte sich plötzlich ein Gefühl des Wohlsens ein. Diese Orte, speziell die Möblierung, das Geschirr, der Geruch, erinnerten sie an ihre deutsche Großmutter in Haifa. Mit den Erinnerungen kam eine Vertrautheit.

Alle unsere Gesprächspartner für den Film haben von der gleichen Erfahrung berichtet: Nach einer Zeit der intensiven Auseinandersetzung mit der Geschichte, ihrer Geschichte, der Geschichte ihrer Vorfahren, spürten sie ein Gefühl der Verbundenheit. Sie alle leben jetzt dort, wo die Wurzeln ihrer Großeltern und ihrer Familien über Generationen gewachsen waren und dann so brutal herausgerissen worden sind. Nun müssen sie entscheiden, ob sie ihre Wurzeln in dieselbe Erde schlagen oder ob sie diese Wurzeln für immer kappen und nach Israel zurückkehren.

nu

Der Film „Back to the Fatherland“ von Kat Rohrer und Gil Levanon ist ab April auf DVD (Falter Verlag) erhältlich.

Sie alle leben jetzt dort, wo die Wurzeln ihrer Großeltern und ihrer Familien über Generationen gewachsen waren und dann so brutal herausgerissen worden sind.

Der Hollywood-Mogul aus der Wiener Porzellangasse

Eric Pleskow
ist seit 1998
Präsident der
Viennale

Körperliche Beschwerden haben den Bewegungsradius von Eric Pleskow, der am 24. April seinen 95. Geburtstag feiert, zwar eingeschränkt. Aber dank seines wachen Geistes kann man mit ihm überallhin unterwegs sein: in die Vergangenheit, in die Gegenwart – und in die Zukunft.

VON GABRIELE FLOSSMANN

„Der 95er ist mir nicht wurscht! Das klingt wirklich alt. Auf jeden Fall wesentlich älter, als ich mich fühle!“ Mit diesen Worten kommentiert Eric Pleskow, Ehrenpräsident der Viennale und einst mächtiger Präsident großer Hollywood-Studios wie United Artists und Orion, seinen Geburtstag am 24. April 2019. Dass er seinen Ehrentag nicht in Wien begehen kann, hat – wie er es ausdrückt – mit der „im buchstäblichen Sinne schmerzlichen Erkenntnis“ zu tun, dass das Alter nicht, oder nicht nur, mit einer Zunahme an Erfahrung und hoffentlich auch an Weisheit einhergehe, sondern auch mit diversen körperlichen Beschwerden, die seinen Bewegungsradius und damit auch seine Reisetätigkeit eingeschränkt haben. Aus diesem Satz blitzt das hervor, was Eric Pleskow immer auszeichnete: sein Humor. Obwohl er heute im Rollstuhl in seiner Wohnung in Stamford in Connecticut

sitzt und keine größeren Ausfahrten unternimmt, als die zum Haus seiner zehn Minuten entfernt wohnenden Tochter Michelle, kann man dank seines immer noch sehr wachen Geistes mit ihm überallhin unterwegs sein. In die Vergangenheit, in die Gegenwart – und in die Zukunft. Denn immerhin hat er seiner Tochter, mir und vielen anderen Freunden versprochen, mindestens 100 Jahre alt zu werden. Und er hat, wie er immer wieder betont, auch vor, sich an dieses Versprechen zu halten. Zehn der insgesamt vierzehn Oscars in der Kategorie „bester Film“, die Eric während seiner Ära bei United Artists und Orion gewinnen konnte, stehen übrigens bei seiner Tochter – und vier in seiner Wohnung in Connecticut.

Keine solchen Interviews

Es ist 42 Jahre her, seit ich Eric Pleskow in London zum ersten Mal getroffen habe – und zwar im Februar 1977 bei einer Convention des

Hollywood-Studios United Artists. „We are No.1“ stand auf den T-Shirts der Mitarbeiter, die sich damals im luxuriösen Ambiente eines Londoner Nobelhotels mit internationalen Journalisten trafen, um die neuesten Hits des Filmprogramms vorzustellen und die neuesten Marketing-Strategien zu besprechen. „We are No.1“ – eine dezentere Formulierung wäre falsche Bescheidenheit gewesen, denn United Artists hatte es damals, unter der Präsidentschaft Eric Pleskows, tatsächlich geschafft, zum Marktführer der US-Filmindustrie zu werden. Mit eingeladen waren die Stars der Filme, darunter Sylvester Stallone und Roger Moore – damals ganz frisch als Nachfolger von Sean Connery in der James-Bond-Rolle.

Am ersten Abend gab es ein Galadiner im Ballsaal. Ich kam zu spät, alle Tische waren bereits voll. Bis auf einen – ein Tisch für zwölf Personen war nahezu leer. Nur drei Herren mittleren Alters saßen da und erhoben keinerlei Einwände, als ich mich dazusetzte.

Zwei der Herren sprachen freundlich mit mir, der dritte hielt sich zurück. Auf Englisch fragte ich sie, ob sie den Präsidenten von United Artists kennen würden, der ja angeblich Österreicher sei. Diese Frage erregte gleichermaßen Verwunderung wie Erheiterung – Reaktionen, mit denen ich damals nichts anfangen konnte. Sie versprachen, ein Interview mit Mr. Pleskow zu vermitteln – eine schwierige Aufgabe, wie sie meinten, weil Mr. Pleskow alles andere als ein einfacher oder gar angenehmer Mensch sei.

Am nächsten Tag fand das Interview statt. Der „schwierige Mr. Pleskow“ war, wie sich herausstellte, der wortkarge dritte Mann am Tisch des Galadiners. Er sprach ein fließendes, akzentfreies und leicht wienerisch angehauchtes Deutsch und betonte mehrmals, dass er normalerweise

keine solchen Interviews gebe, aber die beiden anderen Herren vom gemeinsamen Tisch am Vorabend hätten ihn dazu überredet.

Kurze Zeit später traf ich ihn wieder, und zwar im Mai 1977, bei den Filmfestspielen in Cannes. Für gewöhnlich mietete er jedes Jahr das gleiche Zimmer – Nummer 321 – im Carlton-Hotel. Tagsüber verbarrikadierte er sich darin, um sich dem Starrummel auf der Croisette zu entziehen.

Bis auf einen Tag. Da saß er unten

hätte er wahrscheinlich ohne Probleme geredet, sondern wegen der Worte „österreichisches Fernsehen“.

Er würde für österreichische Institutionen nicht zur Verfügung stehen! Das Interview fand schließlich doch statt, und erst Jahre später konnte ich die genaueren Ursachen und die Tragweite von Erics Vorbehalten gegenüber Österreich ermessen. Und je mehr ich in den vielen Gesprächen mit ihm über seine persönlichen Erfahrungen mit der österreichischen



© GABRIELE FLOSSMANN

Torte aus der einstigen Heimat: Eric Pleskow und Gabriele Flossmann.

auf der Terrasse. Ich war damals zum ersten Mal bei einem Festival und wollte noch einmal ein Interview mit dem großen „Hollywood-Mogul“ machen. Auf Wunsch der *Zeit im Bild*-Redaktion zum Thema „Starlets, die mittels Striptease versuchen, von Produzenten für den Film entdeckt zu werden“.

In Eric Pleskows Miene zeigte sich – nach anfänglich überraschter Höflichkeit – eiskalte Ablehnung. Nicht wegen der nackten Starlets, über die

Geschichte erfuhr, desto größer wurde mein Wunsch, ihn mit Österreich zu versöhnen und ihm zu beweisen, dass es hier auch andere Menschen gibt als jene, unter denen er bis zu seiner Flucht im Jahr 1939 gelitten hatte.

Limousinen und Lämmer

In den 42 Jahren, die wir uns nun kennen, hat sich die Freundschaft immer mehr vertieft. Eric erzählte mir, wie er 1939 buchstäblich in letzter Minute als knapp 15-Jähriger sich

Befragt nach der #MeToo-Debatte, zeigt sich Eric Pleskow empört. Vorfälle wie jene rund um Harvey Weinstein hätte er bei United Artists und Orion niemals geduldet. Eher, so erinnert er sich amüsiert, wäre er „Opfer“ diverser Annäherungen gewesen.

Inzwischen hat sich Eric Pleskow damit abgefunden, dass er nur mehr in Gedanken nach Wien reisen kann. Dafür freut er sich umso mehr über Besucher aus der einstigen Heimat.

und seine Eltern retten konnte. Er erzählte mir von seinem Bruder Herbert, der nach langer, schwerer Krankheit 1939 gestorben war. Und wäre er nicht gestorben, dann wären Eric und seine Eltern sicher in einem KZ umgekommen, denn sie hätten ohne den kranken Herbert, dem man die anstrengende Flucht nicht zumuten konnte, Wien nie verlassen. Er erzählte mir

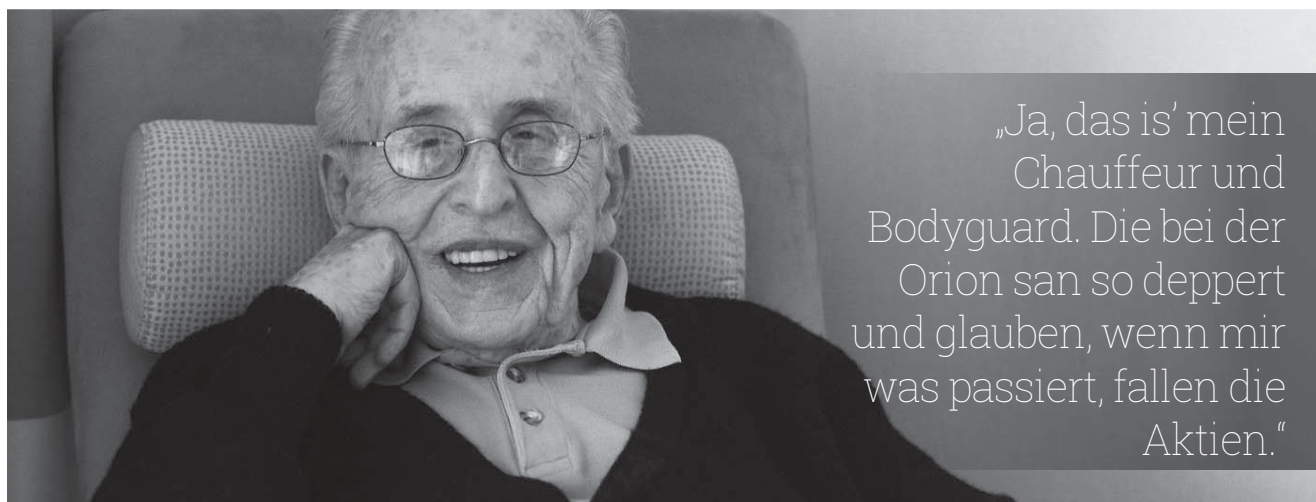
bei der Orion san so deppert und glauben, wenn mir was passiert, fallen die Aktien.“

Wie sich herausstellte, waren die bei der Orion doch nicht so „deppert“, denn als Eric zehn Jahre später schwer erkrankte und längere Zeit die Firma nicht führen konnte, fielen die Aktien tatsächlich. Die Orion Pictures Corporation ging schließ-

geworden, sondern er wäre in Wien wahrscheinlich als Arzt tätig gewesen – und längst in Pension.

Lieber zu Lebzeiten

Inzwischen ist Eric mit Österreich mehr als versöhnt. Er liest täglich im Internet österreichische Zeitungen und sorgt sich über die österreichische Politik, ist nach wie vor und vor allem gerne Ehrenpräsident der Viennale und hat, wie er sagt, „in Wien mehr Freunde als den USA“. Seit Februar 2007 ist Eric Pleskow sogar Ehrenbürger der Stadt Wien. Auf der Gedenktafel im Wiener Rathaus kommt sein Name nach dem von Billy Wilder. Von seinem ersten Wienbesuch mit Billy Wilder erzählt Eric heute noch oft und gerne. Gemeinsam stellten sie 1960



© VIENNALE

auch, was es für ihn bedeutet, dass es in Wien – im jüdischen Teil des Zentralfriedhofs – nur noch die Gräber seiner Familie gibt.

An meinen ersten Besuch bei Eric in New York, im Jahr 1980, erinnern wir uns beide noch so gut, als wäre es gestern gewesen. Er wollte mich zum Essen einladen, und ich sollte ihn von seinem Bürogebäude in der 5th Avenue abholen. Den Weg zum Restaurant (dem damals total angesagten Club 21) wollten wir zu Fuß gehen. Ich bemerkte eine silbergraue Limousine, die im Schrittempo hinter uns herfuhr.

Nach einiger Zeit wurde ich nervös und fragte Eric, ob es ihm nicht auch auffalle, dass uns der Wagen dauernd verfolge. Eric ungerührt: „Ja, das is' mein Chauffeur und Bodyguard. Die

lich zugrunde, obwohl Eric mit dem ihm eigenen Instinkt noch Filmstoffe wie *Der mit dem Wolf tanzt* oder *Das Schweigen der Lämmer* finden und produzieren konnte. Die Filme erhielten mehrere Oscars, *Das Schweigen der Lämmer* sogar in allen Hauptkategorien: bester Film, beste Regie, bester Hauptdarsteller. Alle Oscars für einen Film in den wichtigen Kategorien – das hatte vor Eric Pleskow nur einer geschafft: Eric Pleskow – mit Filmen wie *Einer flog über das Kuckucksnest* und *Amadeus*. Hätte er nicht 1939 vor den Nazis flüchten müssen, so stellt Eric heute ebenso kokett wie wehmütig fest, wäre er nicht zu einem wesentlichen Player in Hollywood und damit zu einem wesentlichen Teil der internationalen Filmgeschichte

den Film *Manche mögen's heiß* vor. Auf das gewünschte Hotel einigten sie sich schnell: das Imperial. Für Wilder sollte es die Suite sein, in der einst Adolf Hitler abgestiegen war, während sich Eric mit der von Hermann Göring „begnügte“. Die Absicht hinter diesem makabren Spaß: Dass sie beide nun in diesem Hotel übernachten konnten, machte sie sicher, dass der Nazi-Spuk vorbei war.

Bei seiner Dankesrede für die Ehrenbürgerschaft gab Eric einmal mehr eine Kostprobe seines hintergründigen Humors: Er hätte gehört, so meinte er, dass ihm als Ehrenbürger ein Ehrengrab zustünde, aber auf dieses Geschenk der Stadt Wien wolle er gerne verzichten. Er hätte stattdessen einen anderen Vorschlag. Statt eines

Grabes hätte er lieber ein Zimmer mit Aussicht auf Wien – und dies schon zu Lebzeiten. Der 95. Geburtstag wäre für dieses Geschenk zwar ein schöner Anlass, aber inzwischen hat sich Eric Pleskow damit abgefunden, dass er nur mehr in Gedanken nach Wien reisen kann. Dafür freut er sich umso mehr über Besucher aus der einstigen Heimat. Vor allem dann, wenn sie eine Mohnorte mitbringen – für ihn die „schmackhafteste und verträglichste Form von ‚Opium für das Volk‘“.

Dass in Wien ein neuer Vorführsaal über dem Metro-Kino entstand, der Pleskows Namen trägt, freut ihn. Umso mehr, als der Saal zu seinen Lebzeiten eröffnet werden konnte. Und nicht in memoriam, also danach.

Befragt nach der #MeToo-Debatte, zeigt sich Eric Pleskow empört. Vorfälle wie jene rund um Harvey Weinstein hätte er bei United Artists und Orion niemals geduldet. Eher, so erinnert er sich amüsiert, wäre er „Opfer“ diverser Annäherungen gewesen. Er erzählt von einer heute noch sehr berühmten und vielbeschäftigten Schauspielerin, die zu ihm ins Hotelzimmer kam, um ihn von sich als geeignete Hauptdarstellerin in einem seiner nächsten Filme zu überzeugen. Um dies zu unterstreichen, riss sie ruckartig zuerst die eigene Bluse auf und danach sein Hemd. Zu weiteren Handgreiflichkeiten kam es auf Erics ausdrücklichen Wunsch nicht mehr. Mit dem Hotel-Nähzeug musste er daraufhin die abgerissenen Hemdknöpfe selbst wieder annähen. „Nach diesem Vorfall“, so meint er schmunzelnd, „konnte ich ja nicht meine Frau darum bitten.“

Zu schaffen machte Pleskow auch Ava Gardner, die er 1954 gemeinsam mit Humphrey Bogart auf einer Promotion-Tour für *Die barfüßige Gräfin* nach Berlin begleitete. Alle hatten sich bereits zu einer Pressekonferenz eingefunden, nur Ava Gardner erschien nicht. Nach längerer Wartezeit wurde Humphrey Bogart grantig und drohte zu gehen. Der damals 30-jährige Pleskow klopfte also an die Tür des Hotelzimmers, in das sich die Diva mit einem neuen Liebhaber zurückgezogen hatte. Sie öffnete nackt und hakte sich bei ihm ein, als er den Grund für die Störung nannte. Sie war bereit, ihn trotz ihres „saloppen Aufzugs“ zur

Mehrfacher
Oscar-Produzent: Die
Statuen sind bei ihm
gut aufgehoben



© ROBERT NEWALD / PICTUREDESK.COM

Pressekonferenz zu begleiten. Der Skandal wäre perfekt gewesen, hätte Eric Pleskow sie nicht daran gehindert.

Nach diesen geistigen Ausflügen in die eigene Vergangenheit als „Hollywood-Mogul“ kommen in Eric Pleskow wieder Wien-Erinnerungen hoch. Vor allem an den im Jänner 2017 verstorbenen Freund Ari Rath, den einstigen Herausgeber und Chefredakteur der *Jerusalem Post*. Mit ihm hatte Eric – wenn auch damals unbemerkt – seine Kindheit in Wien verbracht. Beide waren in unmittelbarer Nachbarschaft in der Porzellangasse aufgewachsen. Schon die erste Begegnung in Wien machte sie zu Verbündeten, zu „Porzellangassen-Buben“, wie sie ihre engsten Freunde danach nannten. Die Parallelen in ihren Lebensgeschichten schweißten sie zusammen: die Erfahrungen mit antisemitischen Übergriffen im Vorkriegs-Wien, die Flucht vor den Nazis und berufliche Erfolge in einer neuen Heimat. Davon erzählen sie in der 2011 entstandenen Dokumentation *Die Porzellangassenbuben*. Den späten Bund fürs Leben hatten die beiden mit einer gemeinsamen Reise nach Jerusalem besiegelt. Für Eric Pleskow war es das erste Wiedersehen mit Israel seit dem Jahr 1950. Nun gibt es nur mehr einen Porzellangassen-Buben.

Dass die Betonung dabei auf dem „Buben“ liegt, kann jeder bestätigen, der das wache Blitzen in den Augen von Eric Pleskow sieht. Die 80 Jahre, die seit seiner Flucht aus Wien vergangen sind, sind in der persönlichen Begegnung mit dem 95-Jährigen wie weggewischt.

nu

Über Eric Pleskow ...

Woody Allen

„Es war schwer, ihn mit einem Filmgag zum Lachen zu bringen, weil er selbst ein Meister der raschen Pointe ist. Wenn es gelang, dann war das ein Gütesiegel.“

Kevin Costner

„Eric Pleskow ist wahrscheinlich der einzige wirkliche Gentleman in diesem Business. Ich weiß nichts von seiner Herkunft und seinen Vorfahren. Ich weiß nur, dass er für mich ein wichtiger Mensch war. Er hat mich ermutigt und mir vertraut.“

Anthony Hopkins

„Er ist zu mir gekommen und hat mir die Rolle des Hannibal Lecter angeboten. Das war der Beginn meiner neuen Karriere. Was soll ich darüber hinaus noch sagen ...“

Martin Scorsese

„Er war einer der letzten in Hollywood, der wusste, dass Film Kunst und keine Ware ist.“

Sylvester Stallone

„Eric Pleskow war das, was man „a tough guy“ nennt! Er wollte mir mein *Rocky*-Drehbuch abkaufen und hat mir nicht zugetraut, dass ich mit meiner halbseitigen Gesichtslähmung selbst die Hauptrolle spielen kann. Aber ich habe mich gegen seinen Widerstand durchgeboxt, und vielleicht verdanke ich ihm gerade deshalb meine Zähigkeit, meinen Ehrgeiz und meinen Erfolg.“

VON MICHAEL PEKLER

„So viele seiner Geschichten fühlten sich vertraut an. Sie beschrieben eine Welt, die ich genauer erforschen wollte. Natürlich ist meine Familie nicht die seine, aber sie erinnerte mich an meinen Vater in seiner Jugend in Jerusalem und an meine beiden Großeltern als Immigranten in Israel.“

Als Natalie Portman sich entschied, zum ersten Mal in einem Film Regie zu führen, fiel ihre Wahl auf Amos Oz' *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis*. Obwohl man es eigentlich anders formulieren müsste: Als Natalie Portman zum ersten Mal Amos Oz' autobiografischen Roman *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* las, entschied sie sich, ihren ersten eigenen Film zu drehen.

Hohes Risiko

Doch warum will man eigentlich etwas erforschen, das einem ohnehin vertraut ist? Vielleicht deshalb, weil diese Vertrautheit zwar da, aber noch zu unbestimmt ist. Sicher aber, um die Vertrautheit zu einer Gewissheit werden zu lassen. Der preisgekrönte, im Jahr 2002 erschienene Roman von Amos Oz, in dem er von seiner Kindheit in Jerusalem in den 1940er-Jahren erzählt, steht jedenfalls ganz im Zeichen einer Suche nach der eigenen Identität: nach jener innerhalb seiner sich auflösenden Familie, nach jener als Sohn jüdischer Einwanderer nach Palästina und nicht zuletzt nach jener des neugegründeten Staates Israel. Und wie Oz' Erzählung ist auch Portmans Verfilmung als Suche zu verstehen: als die nach ihren jüdischen Wurzeln.

Für die 1981 in Jerusalem als Neta-Lee Hershlag geborene Portman, deren polnische Großeltern in den 1930er-Jahren nach Palästina emigrierten,

Hier wie dort ein bisschen fremd

Keine neue Heimat: Natalie Portman als verzweifelte Mutter in „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“.

Sie ist eine der populärsten jüdischen Schauspielerinnen Hollywoods und bekannt für ihr politisches Engagement. Dass sie ausgerechnet mit der Verfilmung eines Romans von Amos Oz ihr Regiedebüt gab, ist kein Zufall. Porträt-hafte Anmerkungen über Natalie Portman.

und die Israel bereits als kleines Mädchen Richtung Amerika verließ, stellt ihr Regiedebüt somit einen sogenannten „persönlichen“ Film dar. Das ist eine merkwürdige, von Kritikern gerne verwendete Beschreibung, bei der immer mitklingt, dass ein solcher Film im Gesamtwerk eine Sonderstellung einnimmt und daher irgendwie anders zu beurteilen wäre. In der Karriere von Natalie Portman, die bis heute die israelische Staatsbürgerschaft besitzt, ist *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* jedoch von zentraler Bedeutung.

Denn es ist ein Film, der nicht so eindrucksvoll sein mag wie Darren Aronofskys *Black Swan*, der ihr einen

Oscar als beste Darstellerin einbrachte, und sicher nicht so aufsehenerregend wie ihre Darstellung der Jackie Kennedy in Pablo Larraíns gefeiertem Biopic *Jackie*. Auf keinen Fall so bemerkenswert wie ihre Zusammenarbeit mit Großmeister Terrence Malick in *Knight of Cups*. Er ist nicht so philosophisch wie das dystopische Science-fiction-Abenteuer *Annihilation*, in dem sie sich unlängst einer außerirdischen Macht entgegenstellte, ganz sicher nicht so populär wie ihre Rolle in der *Star Wars*-Reihe und selbstverständlich nicht so schillernd wie zuletzt ihre Popdiva in Brady Corbets versponnenem Musical *Vox Lux*. Doch *Eine Geschichte von Liebe und Fin-*



© THIMFILM

Ein verwirklichter Traum sei ein enttäuschter Traum, erklärt die Mutter später dem kleinen Amos, den sie abends mit einem „Bajuschki Baju“ in den Schlaf singt.

sternis ist jener Film, mit dem Natalie Portman als Hollywoodstar bisher am meisten riskierte.

Vom Wesen der Träume

Dass Portman sich im Vergleich zu jüdischen Kolleginnen wie Scarlett Johansson oder Rachel Weisz politisch besonders engagiert, beweist bereits ihre Entscheidung, ausgerechnet diesen Roman von Oz zu adaptieren. Aber es hat auch mit der im Film wichtigsten Figur zu tun, die eben nicht der junge Amos ist, sondern dessen Mutter Fania. Portman selbst spielt diese Frau, die 1952 Selbstmord verübte, nachdem es ihr nicht gelungen war, in der neuen Heimat Fuß zu fassen. Fania sei eine von vielen Immigranten gewesen, die mit einer romantischen Idee von Israel aufgewachsen seien, sagte Portman nach längeren, den Film vorbereitenden Gesprächen mit Oz: „Doch als sie nach Palästina kam, entsprach das Land nicht ihrer Erwartung, und es beginnt dieser langsame Zerfall, der mit unerfüllten Träumen

einhergeht.“ Oz’ Roman entfaltet diese Familientragödie präzise bis zur Auflösung: seine eigene Entwicklung zum Schriftsteller, die zunehmende Verzweiflung der Mutter, die unter dem Druck des Alltags und der Verantwortung zusammenbricht, und die unbeholfenen Versuche des Vaters, die Familie zusammenzuhalten. Im Film gibt es eine bezeichnende Szene, in der Amos’ Vater, ein Gelehrter, seine erste Buchveröffentlichung („Die Novelle in der hebräischen Literatur“) frisch aus der Druckerei geliefert bekommt. Fast glaubt man das Papier riechen zu können und möchte sich über das kleine Familienglück freuen. Doch ausgerechnet in diesem Augenblick des väterlichen Erfolgs interessieren Portman und ihr Film sich für die Niederlage: „Meinem einzigen Bruder David“, lautet die mit einer Großaufnahme ins Bild gerückte Widmung, „der mir in der Finsternis der Diaspora verloren ging“. Ein verwirklichter Traum sei ein enttäuschter Traum, erklärt die Mutter später dem kleinen Amos, den sie abends mit einem *Bajuschki Baju* in den Schlaf singt. Denn diese Enttäuschung liege im Wesen der Träume.

Selbstverständlich sorgte wie fast jede Bestseller-Verfilmung auch *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* für entsprechende Aufmerksamkeit, und die Premiere beim Festival von Cannes 2015 erwies sich ebenso als Vorteil. So wie der Umstand, dass sich hier kein versierter europäischer Autorenfilmer, sondern eine der populärsten US-Schauspielerinnen des Stoffes angenommen hatte. Doch Amos Oz war eben nicht nur Schriftsteller, sondern auch politisch hellwacher Aktivist – und prominenter Befürworter der Zwei-Staaten-Lösung. Für Portman also nicht nur eine literarische, sondern auch eine Vorlage für politi-

sche Kritik. Und diese reißt bis heute nicht ab, sondern wird im Gegenteil, je nach tagespolitischer Lage, lauter.

Im April vergangenen Jahres wurde Portman nach Israel eingeladen, um den ihr zugesprochenen Genesis-Preis entgegenzunehmen. Die als „jüdischer Nobelpreis“ titulierte Auszeichnung für Leistungen in Wissenschaft und Kunst wird traditionell vom israelischen Premierminister überreicht. Portman sagte daraufhin ihre Teilnahme „aus politischen Gründen“ ab. Sie wolle mit ihrer Teilnahme an der Gala nicht den Eindruck erwecken, Benjamin Netanyahu zu unterstützen, erklärte sie, und weiter: „Wie viele Israelis und Juden in aller Welt kann ich kritisch zur Führung Israels stehen, ohne die gesamte Nation boykottieren zu wollen.“ Damit macht man sich natürlich auch als Hollywoodstar nicht nur Freunde, die Forderungen einzelner Likud-Politiker nach „Gegenmaßnahmen“ reichten bis zum Entzug der Staatsbürgerschaft.

Überall und nirgendwo

„Ich klinge immer noch fremd, aber nicht amerikanisch“, sagt Portman über ihr Hebräisch. Lesen und schreiben könne sie perfekt, das Sprechen sei am schwierigsten. „Ich bin Israelin und Amerikanerin. Kulturell bin ich wahrscheinlich mehr Amerikanerin, weil ich dort mein ganzes Leben verbracht habe. Aber von den Geschichten her, mit denen ich aufgewachsen bin, ist meine kulturelle Identität sehr israelisch“, meinte sie in einem Fernsehinterview. Ein bisschen sei sie aber hier wie dort eine Fremde. „I’m a little bit a stranger in both places.“ Dann verharrt die Kamera noch wenige Sekunden auf Natalie Portmans Gesicht. Man sieht, wie sie die Augen niederschlägt. Und man kann ihn erkennen, einen kurzen Moment tiefer Traurigkeit.

nu

Verlockendes Silicon Wadi: Hier die Herzliya Industrial Area im Norden von Tel Aviv.

Kreatives Chaos für vier Räder

Deutsche Automobilbauer gehen auf Entdeckungsfahrten durch das israelische Silicon Valley. Die israelischen Start-ups beschenken der Branche dabei den nötigen Innovationsschub.

New Mobility heißt das Joint Venture, das kürzlich vom VW-Konzern mit zwei israelischen Firmen, Mobileye und dem Flottenverleih Champion Motors, gegründet wurde.

VON RENÉ WACHTEL

„Balagan“ und „Chuzpe“ waren die ersten hebräischen Vokabel, die Stephanie Vox in Israel lernte. Vox ist Leiterin von „Volkswagen Group Campus: Konnect“ in Tel Aviv. Seit dem Sommer 2018 sucht der VW-Konzern mit seinen Marken direkt vor Ort in Silicon Wadi, wie Tel Aviv in der High-Tech-Szene genannt wird, den Austausch mit israelischen Start-ups – deren Arbeitsweise trefflich durch die beiden Wörter „Balagan“ und „Chuzpe“ beschrieben werden kann. „Balagan“

heißt Chaos, kreatives Chaos. Denn die Firmen in Israel haben keine gefestigten Strukturen, wie man sie in Deutschland kennt, keine Hierarchien; jedes Chaos kann hilfreich sein. Das aus dem Jiddischen kommende „Chuzpe“ („Frechheit“) bedeutet umgemünzt auf die Start-ups die Aufforderung, neu zu denken, neue Möglichkeiten zu diskutieren und zugänglich zu machen. Kurzum: sich zu trauen, Neues auszuprobieren.

Der Grund für das VW-Engagement: Bei den großen deutschen Autobauern ist es schwierig, Hierarchien zu durch-

Vor dem Hintergrund des weltweiten Wandels der Autobranche von einfachen Fahrzeugproduzenten zu Mobilitätsunternehmen nehmen Israel und seine Start-ups eine besondere Stellung ein.

brechen, neue Ideen werden in Frage gestellt und sind oft negativ besetzt. Nicht so in Israel, weshalb der Konzern in Silicon Wadi seine Experten mit Forschern und Technikern der Start-ups zusammenbringen will, um in lockerer Atmosphäre voneinander zu lernen und Ideen zur Mobilität zu entwickeln.

Einen ähnlichen Weg geht auch Daimler-Benz mit seinem Mercedes-Benz Research & Development Center in Tel Aviv. Hier arbeiten rund 25 Fachleute aus Deutschland mit israelischen Unternehmen zusammen, um neue Mobilitätsdienste zu entwickeln. Elf Start-ups wurden bereits in das Netz der Daimler-Benz-Entwicklung aufgenommen. Unter anderem investierte die Lkw-Sparte des Automobilriesen im Herbst 2018 sechzig Millionen Dollar in das israelische Jungunternehmen StoreDot, das auf ultraschnelle Elektroauto-Ladelösungen spezialisiert ist. Fehlt nur noch BMW: Seit zwei Jahren existiert auch eine strategische Partnerschaft zwischen München und Mobileye, ein auf Fahrerassistenzsysteme spezialisiertes Unternehmen aus Jerusalem, das 2017 um die sagenhafte Summe von 15 Milliarden Dollar von Intel übernommen wurde – mit dem Ziel, Fahrzeuge für das vollkommen autonome Fahren der Mobilitätsstufe fünf zu entwickeln, das heißt komplett eigenständiges Fahren ohne Fahrer.

Gut investiert

Vor dem Hintergrund des weltweiten Wandels der Autobranche von einfachen Fahrzeugproduzenten zu Mobilitätsunternehmen nehmen Israel und seine Start-ups eine besondere Stellung ein. Neben dem VW-Konzern, Daimler-Benz und BMW suchen auch Porsche, Skoda, Ford, Renault/Nissan, Hyundai sowie große Autozulieferer wie Bosch, Continental oder Delphi – und chinesische Autoproduzenten – Kooperationen mit den aufstrebenden israelischen Firmen. Besonders beliebt sind dabei die Bereiche Mo-



Auch Skoda sucht die Kooperation: Die Weltpremiere des neuen Scala fand nicht zufällig in Tel Aviv statt

bilität, Cybersicherheit, künstliche Intelligenz, Datenaustausch, neue Ertragsmodelle, Akkuentwicklung und Internet der Dinge (IoT). 400 globale Unternehmen haben in Israel bereits Entwicklungszentren, mit intensiver Förderung durch den israelischen Staat: Die Forschungsausgaben sind mit 4,3 Prozent des Bruttoinlandprodukts die international höchsten (zum Vergleich: in Österreich sind es knapp drei Prozent). Zu jedem vom Staat Israel in die Forschung gesteckten Dollar kommen sechs Dollar zusätzlich von privaten Investoren.

New Mobility heißt das Joint Venture, das kürzlich vom VW-Konzern mit zwei israelischen Firmen – Mobileye und Champion Motors, einem Flottenverleih – gegründet wurde. Ab 2022 will man flächendeckend einen Fahrtendienst mit automatisierten Fahrzeugen anbieten. Die israelische Regierung wird dieses Projekt nicht nur finanziell unterstützen, sondern auch Verkehrsdaten zur Verfügung stellen und die gesetzliche Grundlage für das automatisierte Fahren auf

Stufe 4 (vollautomatisiertes Fahren bzw. eigenständiges Fahren in urbanen Verkehrssituationen) schaffen. In Europa hingegen wird schon seit Jahren ohne Ergebnis über die rechtlichen Voraussetzungen dafür diskutiert.

Der zweitgrößte Autozulieferer der Welt, die deutsche Continental-Gruppe, hat sich im Jahr 2017 um ca. 450 Millionen US-Dollar in das israelische Unternehmen Argus eingekauft. Argus ist Weltmarktführer für die Cybersicherheit vernetzter Fahrzeuge, ein zunehmend wichtiger Aspekt für Autos der Zukunft, um Bordcomputer oder Telematiksysteme gegen Hackerangriffe zu sichern. Gegründet wurde Argus im Jahr 2013 von ehemaligen Militärs, die bei der bekannten Eliteeinheit 8200 ausgebildet worden waren.

Wie wichtig Israel für die Automobilindustrie ist, zeigt sich auch anderweitig: Die Weltpremiere des neuen Skoda Scala, der ein direkter Konkurrent des Golf ist, fand im Dezember 2018 in Tel Aviv statt.

nu

Die bitteren Gesetze des Eurovision Song Contests

Das Motto lautet zwar „Dare to Dream“, doch ein bitteres Gesetz des Song Contests wird wohl auch in Tel Aviv am 18. Mai gelten: Es gibt kaum Sieger, deren Weltkarriereträume sich erfüllten. Und wer gesanglich einen schlechten Tag erwischt und auch noch eine Ballade interpretiert, ist kaum zu retten.

VON LJUBIŠA TOŠIĆ

Ja, auch Conchita Wurst blieb als schillernde Ausnahme im Gedächtnis des globalen Dorfes. Nach wie vor muss sie als Grund dafür herhalten, dass etwa die Türkei am Contest nicht teilnimmt. Die Veranstaltung sei von ihren Werten abgekommen, heißt es seitens der prüden Herrscher. In der überwiegenden Anzahl der Fälle schlägt allerdings das erste harte Gesetz zu: An den Sieger vermag sich ein paar Monate nach seinem Triumph (manchmal schon Tage später) international kaum noch jemand zu erinnern.

Traurig für den Sieger. Noch bedauernder allerdings jener, der Letzter wird. Zumindest national. Er erleidet – in Österreich ist es eindeutig nachweisbar – ein anderes Song-Contest-Gesetz: Gott vergibt die Schmach, die Heimat jedoch nicht! Und wenn doch, dann dauert es bis zur Resozialisierung eines Letztplatzierten sehr lange. Der verstor-



Natürlich existieren auch musikalische Gesetze beim Song Contest.

bene Barde Wilfried konnte davon eine Ballade singen. Sie hieß *Mona Lisa* und hatte zur Folge, dass mit dem Sänger, wie er einst beklagte, zwei Jahre lang keiner etwas zu tun haben wollte. Die Köck-Werbung habe ihm damals finanziell das Leben gerettet. Nicht viel besser erging es den Mundart-Rappern von Trackshittaz. Ihr Lied *Woki mit deim Popo* hat vielleicht textlich an Neandertaler-Sprech erinnert, was den ausgebliebenen Erfolg (sie kamen nicht ins Finale) erklären könnte. Das Duo verschwand jedenfalls in der Versenkung, wie jene Jungs von den Make-makes, die ihre Rockballade *I Am Yours* szenisch tatsächlich mit einem brennenden Klavier würzten.

Wobei: Optischer Überreaktion als Neudefinition einer geschmacklichen Verwirrung kommt hoher Unterhaltungswert zu! Sie gehört eigentlich zu den unwiderstehlichsten Reizen des Song Contests. Tiefenrecherchen im Archiv des Gedächtnisses bringen nämlich kaum Sieger zum Vorschein. Sehr wohl tauchen aus der Erinnerung aber drei Damen auf, denen beim Interpretieren des Songs *Butterflies* Schmetterlingsflügel wuchsen. Auch bleibt – bezüglich choreografischen Wahnwitzes – eine Dame in Erinnerung, die sich unter dem georgischen Namen Nizharadze ein Lied lang von Tänzern wie ein Medizinball herumwerfen ließ. Es gab auch herrlich unglaubliche Kleider, unter denen

ganze Familien hätten zelten können. Und in einem der Jahre sangen sich russische Babuschkas in die Herzen der TV-Gemeinde, während sie Backwaren in einen Ofen schoben. Herrlich.

Natürlich existieren auch musikalische Gesetze beim Song Contest. Wer gesanglich einen schlechten Tag erwischt und auch noch eine Ballade interpretiert, ist kaum zu retten. Siehe Wilfried. Am besten wirken Nummern im mittleren Tempo, bei denen der Refrain sehr oft auftaucht. Hier aber stellt sich ein weiteres Gesetz quer: Der Song Contest ist sehr unberechenbar, die Gründe für seine Entscheidungen bleiben oft mysteriös. Dass benachbarte Länder (vornehmlich jene des Ostens) einander gerne punktemäßig bevorzugen, scheint so evident wie die Abneigung zwischen Österreich und Deutschland, die sich in gegenseitigen „null Punkten“ ausdrückt.

Allerdings werden auch diese Traditionen – siehe Conchita – gelegentlich durchbrochen. Oder es einigt sich die unergründliche kollektive Psyche einfach eindeutig auf eine imposant-schrille Persönlichkeit wie Netta Barzilai, die mit *Toy* in Portugal gewann und den Wettbewerb nach Tel Aviv brachte.

Wer immer aber dort unter Applaus antritt, erster oder letzter wird, tut natürlich gut daran, die hier geschilderten harten Gesetze des Wettbewerbs ernst zu nehmen.

nu

NU: In einer österreichischen Tageszeitung hat ein ehemaliger Chefredakteur über Sie geschrieben: „Sie war hässlich. Sie war dick. Sie war jenseits aller Ideen zuwider. Sie war abgrundtief schiach.“ Was sagen Sie dazu?

Netta Barzilai: Ich wünsche diesem Menschen alles Gute. Ich glaube, dass ich schön bin und dass ich es verdiene, auf dieser Bühne zu sein, weil ich Talent habe. Ich habe mit meinem Talent den Eurovision Song Contest gewonnen, und mit nichts anderem. Der Umstand, dass ich so perfekt und mit meinem Aussehen so einverstanden war, machte diesen Auftritt so stark. Meine Botschaft war größer. Ich kann über

von Schönheit, nur eine Farbe, eine Größe. In Israel ist die Durchschnittsgröße für Frauenbekleidung 42, aber die meisten Stücke gehen maximal bis Größe 44. Es spielt aber keine Rolle, wie du aussiehst und wie viel du wiegst. Meine Präsenz in der Primetime ist dabei sehr hilfreich. Mein ganzes Leben lang wurde mir vorgesagt, wie ich glücklich werden kann: Mach eine Diät, nimm ab, nur dann kannst du erfolgreich sein, einen guten Job haben und einen Freund kriegen. Es tut mir leid, aber das ist so eine Scheiße! Es geht doch darum, dass du dich selbst liebst und eine coole Person bist. Du musst jeden Tag versuchen, ein gutes Individuum und gut zu dir selbst zu sein, dann klappt das. Und das tue ich.

Fernsehen auf, um mir so Auftritte zu verschaffen und meine Mutter aus meinem Nacken zu bekommen. Es funktionierte, ich war gerettet. Aber um Ihre Frage zu beantworten: Mein Leben hat sich seit dem Song Contest komplett geändert. Ich bin in der ganzen Welt unterwegs, um meine Botschaft der Liebe zu verbreiten. Ich wusste nicht, welche Dimensionen dieser Wettbewerb hat. Ich war ein großer Fan, aber jetzt bin ich besessen.

Was bringt der Song Contest finanziell? Könnten Sie sich theoretisch schon zur Ruhe setzen?

Noch nicht ganz. Da naschen eine Menge Menschen mit an diesem Kuchen. Ich bin Geschäftsfrau geworden. Es gibt ein Management, und es gibt



© RAIMUND SPECKING / CREATIVE COMMONS

„Es ist wichtig, dass es Frauen wie mich gibt“

Voriges Jahr konnte Netta Barzilai mit Voice-Looper, Stimmakrobatik und klarer Botschaft völlig zu Recht das völkerverbindende Wettsingen in Lissabon für sich entscheiden. Dieses Jahr wird der Eurovision Song Contest von 14. bis 18. Mai in Tel Aviv ausgetragen. Netta tourt indessen als Botschafterin der Liebe durch Europa.

solche Aussagen nur lachen. Es ist wichtig, dass es Frauen wie mich gibt. **Welche Erfahrungen haben Sie mit Hasspostings?**

Ich würde lieber über die Liebe sprechen, die ich nach dem Song Contest empfangen durfte. Ich bekam berge-weise Briefe von Buben und Mädchen. Ich habe sie glücklicher gemacht, und sie gehen heute mit erhobeneren Köpfen in die Schule. Natürlich habe ich auch Hasspostings bekommen, manche Menschen fürchten sich vor jenen, die anders sind, die nicht in eine Schublade passen.

Woran liegt das?

Es ist ein Medienproblem. Wir sehen in den Magazinen nur eine Art

Was ist, seitdem Sie den Song Contest gewonnen haben, in Ihrem Leben passiert?

Vor genau einem Jahr war ich noch völlig unbekannt. Ich arbeitete als DJ bei Hochzeitsfeiern, bekam keinen Job als Backgroundsängerin, weil ich zu auffällig aussah. Für mich war aber immer klar, dass meine Sache ganz groß werden muss, etwas anderes kam für mich nicht infrage. Ich wusste, dass ich ein Kontrollfreak bin und alle Instrumente selbst bedienen möchte. Ich konnte kein einziges Instrument selbst spielen, aber ich hatte meine Beatbox und meinen Voice-Looper. Ich traf mit meinem Produzenten eine Abmachung und trat im israelischen

eine Menge Investitionen. Im ganzen Jahr 2017 blieben genau 1000 Dollar für mich – gerade genug, um täglich einen Big Mac zu kaufen. Das war's.

Welche Rolle spielen Sie beim ECS in Tel Aviv? Moderieren Sie wie Conchita?

Ich wäre keine gute Moderatorin. Aber lustig, dass Sie Conchita erwähnen, denn sie ist der Grund, warum ich vorigen November meine Tournee in Wien gestartet habe. Conchita ist mit Dana International (*israelische Siegerin 1998, Anm.*) die einzige Gewinnerin, die wirklich Konventionen durchbrochen hat.

Das Interview erscheint mit freundlicher Genehmigung der Tageszeitung „Der Standard“.

nu

Expandierende Aromen und sprudelnde Quellen

Für die israelische Wirtschaft war 2018 ein fettes Jahr: Etwa sechs Milliarden US-Dollar steckten internationale Investoren in Start-ups. Doch auch die Old Economy hat in Israel für Schlagzeilen gesorgt.

VON RENÉ WACHTEL

Da wären einmal die beiden Gasfelder Leviathan und Tamar. Sie könnten das kleine Land zu einem der größten Erdgasexporteure im Nahen Osten machen. Leviathan und Tamar sind mit geschätzten 621 Milliarden beziehungsweise 282 Milliarden Kubikmetern die größten Gasfelder, die in den letzten zehn Jahren weltweit gefunden wurden. 2013 begann Israel Tamar, fünf Jahre später Leviathan, zirka 130 Kilometer vor Haifa, kommerziell zu erschließen. Eine Gaspipeline über Zypern und Griechenland bis nach Italien ist angedacht, eine Absichtserklärung wurde bereits unterzeichnet – bis zur Realisierung dieser Idee wird es jedoch noch dauern.

Aber auch große Unternehmensübernahmen sorgten 2018 in Israel für erhebliches Aufsehen, unter anderem der Verkauf des in der Lebensmittel-, Kosmetik- und Pharmabranche tätigen Unternehmens Frutarom an den US-Konzern International Flavors & Fragrances (IFF). Frutarom, gegründet 1933 in der Nähe von Haifa, erzeugt Aromen und Zusatzstoffe für die Lebensmittel- und Kosmetikindustrie und ist mit Standorten in mehr als 60 Ländern und 2500 Mitarbeitern einer der großen Player am Markt. In Österreich übernahm Frutarom im Jahr 2017 die Marke Wiberg und schuf mit der in Salzburg ansässigen Frutarom Savoy Solutions eine Produktionsstätte für Gewürzmittel.

Nun wurde Frutarom um die sagen-



© CREATIVE COMMONS

Die russische Gazprom ist auch an Bord: Förderung im Leviathan-Gasfeld

hafte Summe von 7,1 Mrd. Dollar von IFF übernommen. Das ist fast das Zehnfache des Jahresumsatzes und ein Beweis dafür, wie wichtig der Deal für IFF ist: denn der amerikanische Duft- und Aromenkonzern positionierte sich mit dem Zukauf auf dem weltweit zweiten Platz der Branche. Die Summe ist rekordverdächtig, nur einmal wurde für die Übernahme eines israelischen Unternehmens noch mehr bezahlt: 2017 ließ sich Intel die Einverleibung des Kameraspezialisten Mobileye 15 Milliarden Dollar kosten.

Ebenfalls im Herbst 2018 wurde bekannt, dass der israelische Sodasprudler-Produzent Sodastream vom US-Konzern PepsiCo für 3,2 Mrd. US-Dollar übernommen wird. In die Schlagzeilen geriet Sodastream u.a. durch die Kontro-

verse um die Fabrik in Maale Adumim im Westjordanland, die Palästinenser aus den Autonomiegebieten und Juden aus den Siedlungen beschäftigte. Die BDS-Bewegung (Boycott, Divestment, Sanctions) machte so viel Druck, dass Sodastream die Fabrik 2016 schloss und nach Rahat im Negev übersiedelte.

Für PepsiCo ist der Kauf von Sodastream ein logischer Schritt zur Diversifizierung seiner Unternehmensstrategie, weg von rein zuckerhaltigen Getränken und hin zu alternativen Produkten. Und mit PepsiCo im Hintergrund kann Sodastream nun wiederum den US-Markt weiter ausbauen. Im Dezember 2018 hat die EU-Kommission der Übernahme zugestimmt, das Geschäft kann bis Mitte 2019 über die Bühne gehen.

nu

Leviathan und Tamar sind mit geschätzten 621 Milliarden beziehungsweise 282 Milliarden Kubikmetern die größten Gasfelder, die in den letzten zehn Jahren weltweit gefunden wurden.

VON MICHAEL PEKLER

NU: Das Kino ist derzeit stark einem ökonomischen Druck ausgesetzt, der sich auch weltweit bei Filmfestivals bemerkbar macht. Neue Anbieter wie Streamingdienste drängen auf den Markt. Wie sehen Sie diese Entwicklung?

Frédéric-Gérard Kaczek: Da gilt es zu unterscheiden. Große Festivals dienen immer schon Produzenten und Verleihern dafür, ihre Produkte auf den Markt zu bringen. Diese großen Festivals oder auch Veranstaltungen wie die Oscarverleihung vergeben Preise und damit Werbemittel – aber nur für eine kleine Anzahl von Filmen. Da freut man sich, wenn man einen Preis bekommt und bedankt sich bei Papa und Mama. Kleinere Festivals sind jedoch nicht dazu da, Preise zu vergeben, sondern um ganz bestimmte Filme dem Publikum zugänglich zu machen. Wenn Sie sich umschauen: Wie viele Filme aus unseren Nachbarländern, etwa aus Ungarn oder Tschechien, können Sie tatsächlich bei uns im Kino sehen? Die Zukunft des Kinos hängt an der Zukunft dieser Festivals.

Kleinere Festivals wie das Jüdische Filmfestival müssen sich sehr oft thematisch ausrichten. Ist das nicht Segen und Fluch zugleich?

Dass ein Festival einer Thematik gewidmet ist, hat unterschiedliche Motive. Wenn ich ein Festival, gefördert aus Mitteln der lokalen Kulturbehörde, programmiere, habe ich bestimmte Rücksichten zu nehmen. Zum Beispiel, dass die Filme alle aus einer Gegend kommen, wie etwa beim Festival du Film Francophone. Sie können auch ein Festival machen, das sich dem Thema Ökologie oder Menschenrechte widmet. Oder man kann sich für ein Format entscheiden, zum Beispiel für den Kurzfilm. Da haben Sie kein Thema. Das Jüdische Filmfestival ist identitätsstiftend für die Community, indem Filme gezeigt werden, die mit jüdischer Kultur zu tun haben. Es gibt übrigens 170 jüdische Filmfestivals weltweit, unseres in Wien ist eines der ältesten in Europa.

Wie wirkt sich das auf die Programmierung aus? Thematisch ausgerichtete Festivals sind ja oft dem Vorwurf ausgesetzt, dass bei der Qualität der einzelnen Arbeiten zugunsten des Themas Abstriche gemacht werden.



© DAVID BATTISTELLA

Das Jüdische Filmfestival ist seit vielen Jahren fixer Bestandteil des österreichischen Festivalkalenders. Ein Gespräch mit dem langjährigen Direktor Frédéric-Gérard Kaczek über israelkritische Filme, gut gemeinte Produktionen und die Quintessenz der Kunst.

Das Hauptkriterium bei der Auswahl lautet natürlich: Hat der Film mit jüdischer Lebensweise zu tun? Egal, woher der Film kommt. Wir würden uns zum Beispiel mehr Filme mit jüdischer Thematik aus der Türkei oder aus dem Iran wünschen. Es gibt auch immer wieder spannende Produktionen aus dem Libanon, die aber nicht gezeigt werden dürfen.

Wer verbietet die Vorführung?

Die Politik. Das libanesische Außenministerium. Da gibt es wirklich tolle Filme, die wir als Jüdisches Filmfestival nicht bekommen. Aber wir schauen für unsere Auswahl natürlich auch, was andere jüdische Filmfestivals zeigen. Das zweite wichtige Kriterium ist das Gegenteil von gut, und das heißt nicht schlecht, sondern gut gemeint. Solche Filme sind schwierig, weil sie thematisch zwar in Frage kommen, aber eben nicht der Vorgabe eines Kinofilms entsprechen. Das gilt genauso für den Dokumentarfilm. Einen langweiligen Film zu zeigen, bei dem das Publikum nach zehn Minuten den Kinosaal verlässt, das sollte nicht passieren.

Das Jüdische Filmfestival wurde aufgrund seiner Programmauswahl wiederholt politisch angegriffen, Tages- und Weltpolitik haben hier immer wieder zu hitzigen Diskussionen geführt. Wie gehen Sie damit um?

Ich freue mich darüber. Sachliche Kri-

tik ist immer erwünscht. Man darf aber umgekehrt schon Kritik von Leuten in Frage stellen, die den entsprechenden Film überhaupt nicht gesehen haben. Wenn ich einen preisgekrönten israelischen Film zeige, in dem israelische Soldaten auf unbewaffnete Palästinenser schießen, kann ich mit dem Vorwurf rechnen, antisemitische Ressentiments zu schüren. Da sagt die Kultusgemeinde, es gibt einen latenten Antisemitismus in Österreich, der mit solchen Filmen bedient werde. Aber natürlich zeigen wir Filme, die sich kritisch mit Israel und seiner Politik auseinandersetzen – allerdings nicht unkommentiert, sondern als Festivalvorführung, also am besten im Beisein der Künstler, um zu diskutieren.

Ein solcher israelkritischer Film hat eben den Hauptpreis der Berlinale gewonnen. Mit Nadav Lapid überdies zum ersten Mal ein israelischer Regisseur den Goldenen Bären. Gibt es von Festivals da vielleicht eine bestimmte Erwartungshaltung?

Das sehe ich nicht als israelisches Phänomen, sondern als die Quintessenz der Kunst. Wozu ist Kunst da? Um zu kritisieren oder eine Botschaft zu vermitteln. Sonst ist es L'art pour l'art oder reiner Kommerz. Die Kunst schöpft ihre Kraft aus der Botschaft.

nu

Jüdisches Filmfestival 2019
30. April bis 15. Mai
www.jfw.at



„Auch Juden wissen oft zu wenig übers Judentum“

„Ich weiß gar nicht, ob ich mich in Israel wohlfühlen würde“. Theodor Much tritt für Reformen ein.

Facettenreich, informativ und humorvoll macht Theodor Much auf dreihundert Buchseiten die „Faszination Judentum“ nachvollziehbar. Es sei ein All-Inclusive-Buch für Juden und Nichtjuden gleichermaßen, sagt der in Israel geborene Gründungspräsident der jüdisch-liberalen Gemeinde Or Chadasch Wien.

VON ANDREA SCHURIAN

Eigentlich klar, dass man Theodor Much für ein Gespräch am ehesten im Gemeindezentrum von Or Chadasch, der liberalen jüdischen Gemeinde Wiens, in der Robertgasse im zweiten Bezirk antreffen kann: Schließlich war es nicht zuletzt seiner Beharrlichkeit, seiner Begeisterung und seinem Engagement zu verdanken ist, dass es Or Chadasch in Wien gibt. In der Schweiz war er erstmals in Berührung mit dem Reformjudentum gekommen. Das Interesse war geweckt, das sprichwörtliche Licht ging ihm allerdings erst viele Jahre später auf, als er 1989 zu einer Hochzeit in einer Londoner Reformsynagoge eingeladen – und „kolossal beeindruckt“ war. Vor dem Rückflug setzte er sich in den Green Park, zufällig lag auf der Parkbank The Jewish Chronicle. „Ich blätterte darin und stieß auf den Artikel: ‚Which Judaism is authentic?‘ von Sydney Brichto, einem berühmten liberalen Rabbiner. Darin erklärte er theologisch, dass heute keine Richtung des Judentums von sich behaupten könnte, alleine

authentisch zu sein. Und er erklärte auch, warum und wieso verschiedene Gesetze und Traditionen reformiert oder gar außer Kraft gesetzt wurden.“

Zurück in Wien, suchte und fand er Gleichgesinnte, 1990 wurde der Verein für progressives Judentum in Wien gegründet und Theodor Much dessen erster Präsident. Or Chadasch – was so viel heißt wie Neues Licht – ist die einzige progressive jüdische Gemeinde in Österreich, Mitglied der European Union for Progressive Judaism (EUPJ) und der World Union for Progressive Judaism (WUPJ). Seit vierzehn Jahren ist eine ehemalige Druckerei Heimstatt von Or Chadasch, 2017 übernahm Lior Bar-Ami das Rabbinat, unter seinen sechs Vorgängern waren auch zwei Rabbinnen, Eveline Goodman-Thau und Irit Schillor.

Judentum ist im wichtig, sagt Theodor Much, geboren 1942 in Tel Aviv, lange Jahre Primarius der Hautambulanz des Hanusch-Krankenhauses und Autor mehrerer theologischer und medizinischer Sachbücher sowie satirischer Essays – und Reformjudentum ist

ihm Herzensangelegenheit. In seinem jüngsten Buch, Faszination Judentum: Grundlagen–Vielfalt–Antijudaismus, vermittelt er Grund- und Spezialwissen zum Judentum, schreibt über die Bedeutung der Halacha, über Feste, Riten, zum Status der Frau im Judentum, Jenseitsvorstellungen, über Gebete, medizinisch-ethische Fragen, über Zionismus, Antijudaismus und Antisemitismus.

NU: Ihr Buch ist spannend, informativ, theologisch aufschlussreich, auch sehr humorvoll. An wen richtet es sich: an Juden oder Nichtjuden?

Theodor Much: Es ist ein All-Inclusive-Buch für Nichtjuden ebenso wie für Juden. Denn nicht nur Christen, auch Juden wissen oft viel zu wenig übers Judentum, wie übrigens auch meine Eltern, obwohl sie zwanzig Jahre in Israel lebten. Mein Vater war ein überzeugter Zionist, die Eltern gingen bereits 1937 nach Israel und lebten zwanzig Jahre dort. Sie waren typische Jeckes, haben die Sprache nie gelernt, ihre gesamter Freundeskreis hat Deutsch gesprochen. Ich habe erst im Kindergarten und auf der Straße

Ivrit gelernt. Doch als ich dreizehn war, haben die Eltern beschlossen, Israel zu verlassen: Die Mutter litt unter der Hitze, die Kaffeehäuser fehlten ihnen.

Unser Schwerpunktthema ist „Jüdische Diaspora heute“: Würden Sie sich als Diaspora-Juden bezeichnen?

Nein, nicht wirklich, obwohl ich als in Israel Geborener ja ein echter Sabre bin. Eine Zeitlang wollte ich allerdings schon wieder zurück, habe sogar die Facharztprüfung für Israel gemacht. Aber ich weiß gar nicht, ob ich mich heute noch dort wohlfühlen würde. Ich besuche Israel immer wieder, weil ich das Land liebe und Freunde dort habe. Aber meine eigene Familie ist hier.

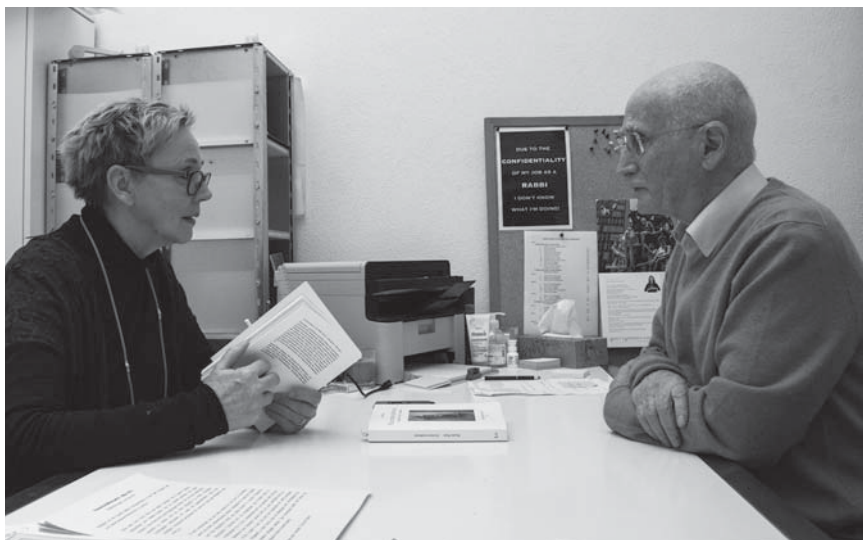
Sie behandeln in Ihrem Buch auch Antijudaismus, Antisemitismus, Antizionismus und wie eins ins andere übergeht. Erleben Sie persönlich Antisemitismus?

uns Juden oft vor, wir würden sagen, dass wir auserwählt sind. Doch dieser Begriff hat nichts mit „besser zu sein als andere Menschen“ oder Arroganz zu tun. Auch das Christentum beansprucht im Neuen Testament die Auserwähltheit für sich. Im Neuen Testament steht an drei Stellen: „Wir sind das auserwählte Volk in der Nachfolge Israels“.

Eine Frage in Ihrem Buch lautet: Wer ist Jude, was ist Judentum?

Es gibt keine hundertprozentige Definition zum Thema „was ist Judentum?“. ‚Volk‘ definiert sich durch gemeinsame Sprache und gemeinsame Kultur, das stimmt nicht für alle, ganz bestimmt nicht für orientalische oder indische Juden. ‚Religion‘ trifft nur teilweise zu, denn es gibt unter Juden viele Atheisten oder Agnostiker. ‚Schicksalsgemeinschaft‘ trifft es auch nicht, denn amerikanische Juden

terschiedliche Auffassungen darüber, wer die hebräische Bibel schrieb. Die Orthodoxie meint, dass Moses die gesamte Thora und die mündliche Lehre quasi wortwörtlich ‚diktiert‘ bekam. Wir wissen aber aufgrund wissenschaftlich-historischer Analysen, dass es über die Jahrhunderte verschiedene Verfasser gibt. Leider wissen sehr viele Menschen – auch Juden – wenig oder gar nichts über das progressive Judentum, obwohl es weltweit bereits die zahlenmäßig größte Strömung ist. Wir sind kein Judentum light, natürlich achten auch wir die Halacha, aber stets im Bewusstsein, dass das jüdische Gesetz sich seit Urzeiten immer wieder weiterentwickelte und notwendige Reformen zuließ. Auch dass Frauen zur Tora aufgerufen werden können, kann man theologisch begründen. Leider werden unsere Konvertiten von der Israelitischen Kultusgemeinde nicht als Juden anerkannt, obwohl na-



Theodor Much im Gespräch mit Andrea Schurian.

Wir sind kein Judentum light, natürlich achten auch wir die Halacha, aber stets im Bewusstsein, dass das jüdische Gesetz sich seit Urzeiten immer wieder weiterentwickelte und notwendige Reformen zuließ:

Much: Als ich als Dreizehnjähriger aus Israel nach Wien kam, durchaus. Ich habe 1963 maturiert, von zwanzig Mitschülern im Gymnasium im 19. Bezirk waren gewiss zehn antisemitisch. Auch im Stadtpark, wo ich damals Fußball gespielt habe, erfuhr ich Antisemitismus. Aber heute? Kaum. Die Frage ist ja, was man unter Antisemitismus subsumiert. Ist jede blöde Bemerkung bereits antisemitisch? Ich würde sagen, es gibt zehn bis 15 Prozent Antisemiten; und dann gibt es viele, die Vorurteile haben, die aber aus Unwissenheit entstehen. Zum Beispiel der rein theologische Begriff des „Auserwähltseins“. Man wirft

haben ein anderes Schicksal als europäische Juden. Am treffendsten finde ich ‚Traditionsgemeinschaft‘, denn man kann auch nicht religiös sein, aber trotzdem viele Traditionen gerne haben und sogar leben.

Sie sind im progressiven Judentum engagiert. Was sind die größten Unterschiede zu den orthodoxen oder konservativen Juden?

Zwischen Konservativen und Progressiven existiert kaum ein Unterschied, auch im konservativen Judentum gibt es zum Beispiel Rabbinerinnen. Aber es gibt unter anderem un-

türlich auch bei uns mindestens ein Jahr gelernt und vor einem Rabbinatsgericht eine Prüfung abgelegt werden muss. Aber deren Kinder dürfen nicht die jüdische Schule in Wien besuchen, das ist schon sehr diskriminierend. Gleichzeitig sind unsere Beziehungen zur IKG sehr gut und wir verdanken ihr die schönen Räumlichkeiten unserer Synagoge.

nu

Theodor Much
Faszination Judentum
Grundlagen-Vielfalt-Antijudaismus
LIT Verlag, Berlin 2018
352 Seiten, EUR 34,90
E-Book: www.litwebshop.de

Fundstücke und Preziosen

Von den Katakomben der Ewigen Stadt über die europäische Geschichte der Rothschilds bis zur Spurensuche in den Gassen Wiens. Ein Parcours durch die Neuerscheinungen am Büchermarkt.

VON GREGOR AUENHAMMER

„Man erblickt nur, was man schon weiß und versteht.“ Diese angesichts seiner italienischen Reise vor über 200 Jahren von Johann Wolfgang von Goethe formulierte Weisheit lässt sich trefflich auch auf alle Arten des modernen Tourismus anwenden, im Besonderen aber auf das jüdische Rom. Und genau darauf lenkt Christina Höfferer in ihrem aktuellen Buch *Jüdisches Rom* den Fokus. Höfferer, die als Journalistin und in Rom verortete Auslandskorrespondentin des ORF längst die sprichwörtliche Italianità verinnerlicht hat, beweist eindrucksvoll, dass die Ewige Stadt nicht nur Zentrum der katholischen Kirche ist, sondern auch jede Menge jüdische Wurzeln und Kultur zu bieten hat.

Die in Rom lebende Kulturhistorikerin, Mitglied des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft, einer im Vatikan beheimateten Forschungsinstitution, ist Insiderin und dekuviert in ihren penibel recherchierten wie auch charmanteren Reportagen, was sonst im Verborgenen bleibt. In ihrem auch literarisch anspruchsvollen, von Informationen überquellenden City-Guide führt sie einerseits durch die Jahrhunderte, andererseits durch sämtliche Bezirke der auf Stadt auf den Sieben Hügeln.

Man erfährt von Zeiten einer prosperierenden Gemeinde und von Epochen der Verfolgung, der Ghettoisierung und Stigmatisierung, von Antijudaismus in der Antike und von Antisemitismus unter den Faschisten.

Man begegnet Intellektuellen, Schriftstellern und Forschern wie Elsa Morante, Paul Celan, Ingeborg Bachmann, Sigmund Freud, Cesare Pavese, Primo Levi, oder Luigi Malerba. Höfferer beschreibt die Katakomben von Monteverde, den Schwesternkonvent San Guiseppe, die Synagoge in der Via Fontaiana, den Garten der Gerechten in der Villa Pamphilj, besucht den heute so friedlich, so pittoresk anmutenden Rosengarten in der Via di Valle Murcia am Aventin, wo einst der jüdische Friedhof war, bis er unter Mussolini einer zu Ehren des „Marsches auf Rom“ 1934 geplanten Prachtstraße weichen musste. Die zugesagte Transferierung der Gräber fand nur zum Teil statt.

Neben der Beschreibung derartiger Verbrechen und Sakrilegien finden sich aber auch zahlreiche positive (und überraschende) Spuren jüdischen

Lebens. Interessant die vielen Schriften von Sigmund Freud über „sein“ Rom, wie seine Vergleiche der Giardini der Villa Borghese mit Schönbrunn. Ein Glossar mit zahlreichen Adressen von Bäckern, Restaurants, koscheren Geschäften etc. belegt eindrucksvoll die Renaissance jüdischen Lebens im heutigen Rom.

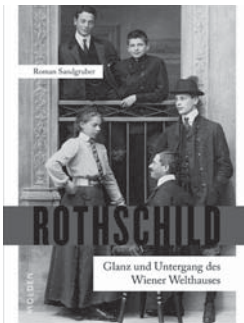
Aufstieg und Legende

Eine Fotoserie von Seltenheitswert erlaubt Rückschlüsse auf die Einzigartigkeit der Person, die dies geschafft hat: Alma Mahler, sonst kein Kind von Traurigkeit, hasste es nämlich, für Fotografen zu posieren. Eine Ausnahme machte sie für den Albert Rothschild, den Bonvivant seiner Dynastie. Für den „reichsten Mann der Welt“, den Salon- und Gesellschaftslöwen mit allerlei Vorlieben und auch kulturellen Interessen, mutierte Alma zum Harlekin. Exhumiert hat besagte Preziose Historiker Roman Sandgruber. Gerüchten zufolge soll es auch Fotos ohne Kostüm gegeben haben. Oder nur im Kopf? Die von Sandgruber in seinem Buch gezeigte Fotoserie ist, wie gesagt, nur ein kleines Detail, nichtsdestotrotz aussagekräftig.

Urkundlich lässt sich die Genealogie der Familie Rothschild bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen. Seit dem 18. Jahrhundert als Bankiers tätig, zählten sie über Jahrhunderte zu den einflussreichsten und wichtigsten Finanziers in Europa. Der Stammsitz von „M. A. Rothschild & Söhne“ lag in der Frankfurter Judengasse, inmitten des Ghettos. Die Nachkommen von



Christina Höfferer
Jüdisches Rom. Ein Mandelbaum City Guide
Mandelbaum Verlag, Wien 2018
240 Seiten, EUR 19,90



Roman Sandgruber
Rothschild: Glanz und Untergang des Welthauses
 Molden Verlag, Wien 2018
 528 Seiten, EUR 37,-

Mayer Amschel Rothschild (1744-1812) eroberten die Finanzwelt: Ihre Linien führten nach Frankfurt, London, Neapel, Prag und auch nach Wien.

Salomon Rothschild stieg im Vormärz zum führenden Bankier Österreichs auf, Sohn Anselm Salomon gründete die Creditanstalt, Enkel Albert war dereinst der reichste Mann Europas. Gestützt auf umfangreiche Recherchen im Londoner Rothschild-Archiv, zeichnet Roman Sandgruber, emeritierter Professor der Kepler-Uni Linz, meisterhaft ein Bild von Aufstieg und Schicksal des austriakischen Zweigs der Dynastie. Die Rothschilds wurden zu Freiherren und Baronen, finanzierten Staaten, Kriege, Fabriken und den Eisenbahnbau, waren Mäzene, Sammler und Bauherren. Das Haus Rothschild besaß bis 1914 die größte Bank der Welt. Ihr Reichtum war (und ist) legendär – und rief Neid, Missgunst und Vorurteile auf den Plan.

Sandgruber beleuchtet anhand neu gesichteter Dokumente aus wenig erforschten Archiven rund um den Globus den Aufstieg, Niedergang und die Auslöschung der Familie in der Zwischenkriegszeit und durch das verbrecherische NS-Regime. *Glanz und Untergang des Wiener Welthauses Rothschild* ist mehr als nur eine Familiengeschichte. Sandgruber, ein Kenner der österreichischen und in-

ternationalen Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- und Zeitgeschichte, illustriert eindrucksvoll eine für Österreich prägende Ära. Geschäfte, Transaktionen, Skandale und Dramen lassen die Welt der k.u.k. Donaumonarchie und des prosperierenden Wiener Fin de Siècle ebenso wie die einzigartige Historie dieser jüdisch-großbürgerlichen Familie wieder lebendig werden.

Topografie des Erinnerns

Die Geschichte der Juden in Wien lässt sich bis ins Mittelalter, konkret bis ins Jahr 1192 zurückverfolgen. Das von Kaiser Franz Joseph 1867 unterfertigte Staatsgrundgesetz brachte die Gleichstellung mit anderen Glaubens-kongregationen; nachvollziehbar in der Anzahl mosaischer Gotteshäuser. Um 1900 zählte die jüdische Gemeinde 250.000 Mitglieder. Maßgeblich war ihr Beitrag zur künstlerischen, geistigen und wirtschaftlichen Blüte der prosperierenden Zwei-Millionen-Metropole der Monarchie. Vor 1938 gab es in Wien fast hundert Synagogen und Bethäuser, von denen heute keine Spur geblieben ist. Mit Ausnahme des Stadttempels wurde im Zuge des Novemberpogroms der Großteil der jüdischen Bethäuser und Synagogen zerstört. Millionen Juden wurden vom verbrecherischen Nazi-Regime enteignet, gedemütigt, ermordet und/oder vertrieben.

Anlässlich des Gedenk- und Bedenkjahres 2018 (mit Rückblicken auf 1918 und 1938) sowie angesichts eines neuen, in Europa aufkeimenden, teils epidemisch grassierenden Antisemitismus stellt sich die Frage nach jüdischen Wurzeln und Spuren in Wien. Im November vergangenen Jahres präsentierte der 1993 in Klagenfurt geborene Künstler Lukas Maria Kaufmann im Rahmen der Initiative „Kunst im öffentlichen Raum“ (KÖR) ein bemerkenswertes Projekt zum Thema: 80 Jahre nach dem Novemberpogrom wurden an 24 Standorten in Wien einheitliche, dauerhafte Zeichen der Erinnerung installiert.

Skulpturen in Form eines zirka fünf Meter hohen Metallmastes tragen stilisierte, ineinander verflochtene Davidsterne, die am Abend leuchten und so permanent und unübersehbar an die Geschehnisse 1938 erinnern. Mit diesen „Lichtzeichen“ will der Künstler Anwohner und Passanten aktiv und passiv zu Teilnehmern in einer „Wahrnehmungschoreografie“ machen.

Eine andere, ebenfalls bemerkenswerte Erinnerungsarbeit wider das Vergessen hat Oskar Kostelnik in Form eines enzyklopädischen Buches geschaffen. *Jüdische Spuren in Wien* versammelt tausende Adressen, Häuser, Tafeln, Denkmäler, katalogisiert, strukturiert, geordnet nach Bezirken, Personen und Themen.

Oskar Kostelnik, Mitglied des Mauthausen-Komitees, fasst das Kriterium „jüdisch“ bewusst weit: „Weil sie nach den ‚Rassengesetzen‘ der Nazis verfolgt, Verstorbene geschmäht, ihre Denkmäler entfernt, ihre Bücher verbrannt und Straßenbezeichnungen geändert wurden, sie daher der jüdischen Geistes- und Kulturwelt, ja einer jüdischen Schicksalsgemeinschaft zuzurechnen sind.“ Das Nachschlagewerk führt einmal mehr den schmerzlichen Verlust der Intelligenzija des Landes vor Augen – und ermahnt zur Wachsamkeit: Wehret den Anfängen! *nu*



Oskar Kostelnik
Jüdische Spuren in Wien
 Echomedia Verlag, Wien 2018
 384 Seiten, EUR 14,90

„Hier wird etwas wirklich gebaut, jetzt!“

Werner Hanak ist neuer stellvertretender Direktor des Jüdischen Museums Frankfurt. Ein Gespräch über seine Zeit als Chefkurator des Jüdischen Museums Wien, das Haus der Geschichte und die Beweggründe, nach Deutschland zu gehen.

VON THOMAS TRENKLER

NU: Sie waren in der engeren Wahl für die Leitung des Hauses der Geschichte Österreich. Bestellt wurde schließlich, Anfang 2017, Monika Sommer. Stattdessen wurden Sie unter sechzig Bewerbern zum stellvertretenden Direktor des Jüdischen Museums Frankfurt ernannt.

Werner Hanak: Ich habe mich immer für ein Haus der Geschichte ausgesprochen. Aber ich gebe unumwunden zu: Ich bin erleichtert, dass dieser Kelch an mir vorübergegangen ist. Denn Frankfurt ist spannend für sich. Hier wird etwas wirklich gebaut, jetzt! Es gibt, wie in Wien mit dem Palais Eskeles und dem Judenplatz, zwei Standorte: das Rothschild-Palais und das Museum Judengasse. Die Stadt stellt 50 Millionen Euro für die Sanierung des Palais und den Erweiterungsbau zur Verfügung. Die temporäre Ausstellungsfläche erhöht sich auf fast 700 Quadratmeter, für die permanente Ausstellung stehen mehr als 1000 Quadratmeter über drei Stockwerke zur Verfügung.

Das Frankfurter Jüdische Museum war das erste im deutschen Sprachraum. War es daher auch Vorbild für Wien?

Das kann sein. Aber für das JMW gab es einen konkreten Anlass: Der damalige Bürgermeister Helmut Zilk hat es 1986 bei der Eröffnung der Ausstellung Vienna 1900 im Museum of Modern Art in New York angekündigt – zwei Wochen, nachdem Kurt Waldheim Bundespräsident geworden war. Er wollte ein positives Zeichen setzen.

Es dauerte jedoch etliche Jahre bis zur Eröffnung.

Das stimmt. Die Frankfurter haben

ihr Museum am 9. November 1988 eröffnet. Allein dieses Datum sagt schon, dass es aus einem Gedenken heraus passiert ist. Das Wiener Museum wurde zwar nominell auch 1988 gegründet, aber im Palais Eskeles erst 1993 eröffnet – am 18. November. Ich war damals als junger Mitarbeiter dabei. Erst unlängst habe ich mich wieder gefragt: Hätte es auch am 9. November eröffnet werden sollen? Und wenn ja, warum kam es nicht dazu? Vielleicht weil Teddy Kollek, der Bürgermeister von Jerusalem, erst am 18. November Zeit hatte?

Sie haben also alle bisherigen JMW-Direktoren erlebt.

Ja. Daniella Luxembourg trat 1991 mit der Idee eines Neubaus an. Als Standort wurde der Judenplatz überlegt – in die Tiefe hinunter. Das wollte aber die Stadt nicht, und die Kultusgemeinde wollte ein Museum unter der Erde schon gar nicht. Zilk schlug 1992 das Palais Eskeles vor. Daraufhin zog sich Daniella Luxembourg zurück. Ursula Pasterk, die damalige Kulturstadträtin, brachte Julius H. Schoeps ins Spiel.

Wurde der nicht heftig kritisiert, weil er so wenig da war?

Darauf angesprochen, antwortete er: „Ich dachte, die Wiener wollen meinen Kopf, nicht meinen Hintern.“ Für uns junge Mitarbeiter war das eine spannende, kreative Zeit. Also, ich war mit Schoeps zufrieden. Sein Nachfolger Karl Weinberger, der 1998 kam, sah sich mehr als Direktor, der im Hintergrund die Fäden zieht. Er war kein Mann der Öffentlichkeit. Darauf war dann Danielle Spera, die 2010 kam, eine logische Antwort.

Sie haben in Wien als Chefkurator viele

Ausstellungen realisieren können. Gab es Themen, die liegen geblieben sind – und die Sie nun für Frankfurt aufbereiten?

Nein. In Frankfurt konzentriere ich mich auf die Zeit nach 1945, die erste Sonderausstellung beschäftigt sich mit der Nachkriegszeit, genau gesagt mit den ersten fünf Jahren nach 1945, dafür aber in ganz Europa.

Wie in Wien haben Sie nun auch in Frankfurt mit der Literaturwissenschaftlerin Mirjam Wenzel eine Direktorin, die nicht aus dem Museumsbetrieb kommt. Vorteil oder Nachteil?

Es gibt generell Veränderungen im Museums-Leadership. Neben den klassischen Aufgaben „Sammeln, Bewahren, Erforschen, Vermitteln“ wird das Aufstellen von privatem Geld oder eine starke Präsenz in der Öffentlichkeit und im Netz immer wichtiger. Die anderen Aufgaben werden aber nicht kleiner, ganz im Gegenteil, das können nur Direktion und Team gemeinsam erledigen. In Wien hatten wir – trotz des geringen Budgets – ein sehr spannendes Programm und neue Besucherrekorde, in Frankfurt steht ein ebenso intensives Programm und eben die Eröffnung eines neuen sowie eines generalsanierten Hauses an. Weder in Wien noch in Frankfurt wird irgendjemandem fad werden.

nu





© OUIEL MORGENSZTERN

**Der Vorgänger und die Nachfolgerin:
Werner Hanak und Astrid Peterle im
Jüdischen Museum Wien**

**zu beschäftigen: Man dürfe die anderen
Zeitgeschichte-Institutionen nicht aus
der Verantwortung entlassen.**

Ich teile diese Einschätzung. Generell kann ein jüdisches Museum nicht alleine für die Zeit der Schoah zuständig sein. Gerade die Täter- und Schuldperspektive müsste von einem anderen Museum wahrgenommen werden. Wir begrüßen daher, dass es jetzt das Haus der Geschichte gibt.

**Worin unterscheiden Sie sich von Ihrem
Vorgänger?**

Ich absolvierte meine Lehrjahre bei Werner Hanak und durfte mit ihm viele Projekte realisieren. Was mich von ihm unterscheidet, ist die feministische Auseinandersetzung. Man kann sich natür-

auch eine kritische Haltung einnehmen?

Das ist eine gute Frage. Ein Museum ist prinzipiell nicht neutral. Wir sind ein politischer Ort und vertreten eine Haltung. Bei solchen Fragen ist es mir trotzdem wichtig, verschiedene Perspektiven aufzuzeigen: Es gibt unterschiedliche Meinungen – und die muss man darstellen.

**Abgesehen von der Religion: Wäre im
JMW eine israelkritische Ausstellung
möglich?**

Das JMW hat nicht die Aufgabe, sich kritisch zur Politik Israels zu äußern. Unser Mission-Statement definiert unsere Ausrichtung sehr klar: Es geht um die jüdische Geschichte und Gegenwart in Wien und der Welt. Wenn wir uns

„Wir sind ein politischer Ort und vertreten eine Haltung“

**Astrid Peterle, Chefkuratorin des Jüdischen Museums Wien, spricht über ihre Ziele
und die feministische Sicht auf jüdische Themen.**

VON THOMAS TRENKLER

NU: Sie kommen aus Klagenfurt, studieren in Wien, New York und Berlin. Sie arbeiteten für verschiedene Institutionen, darunter für die Fotogalerie im WUK und den Diskursort Depot. Wie kamen Sie zum Jüdischen Museum Wien?

Astrid Peterle: Als Historikerin und Kunsthistorikerin habe ich mich auf jüdische Geschichte spezialisiert. Das JMW war eine glückliche Fügung. Ich hörte, dass Danielle Spera, als sie 2010 zur Direktorin bestellt wurde, eine Assistentin suchte. Ich habe mich beworben – und im Sommer zeitgleich mit Frau Dr. Spera begonnen. Es war fast ein Traum, der in Erfüllung gegangen ist.

Der Nationalsozialismus und der Holocaust sind wichtige Themen für das JMW. Ihr Vorgänger, Werner Hanak, hat aber davor gewarnt, sich zu sehr damit

lich fragen, was sie in einem jüdischen Museum zu suchen hat. Aber wir haben in den letzten Jahren schon einige Ausstellungen über Frauen gemacht, darunter über Helena Rubinstein, das ist auch ein großes Anliegen der Direktorin. Im Herbst werden wir uns mit Hedy Lamarr beschäftigen. Ich versuche zudem, in Themenausstellungen – wie zum Beispiel 2017 in *Kauft bei Juden!* Geschichte einer Wiener Geschäftskultur – immer ein Kapitel über Frauen zu integrieren.

Mit dem orthodoxen Judentum müssten Sie dann eigentlich ein kleines Problem haben?

Aus feministischer Sicht sind alle fundamental ausgelegten Regeln sehr schwer zu verstehen. Das gilt aber nicht nur für das Judentum, sondern für sämtliche Religionen.

Ist es die Aufgabe des JMW, zu beschreiben und darzustellen – oder kann es, zum Beispiel auch in religiösen Fragen,

mit Israel beschäftigen, sollte auch ein Bezug zu Wien bestehen. Unser großes Projekt derzeit ist die Neukonzeption der Dauerausstellung am Judenplatz über das jüdische Leben im Mittelalter. Die Eröffnung ist für 2020 geplant.

Und Sie kuratieren auch für das Donaufestival?

Ja, ich kuratiere dort an zwei Wochenenden im Frühling gemeinsam mit Thomas Edlinger die Performance-Schiene. Als Kulturhistorikerin hatte ich schon immer ein Interesse an zeitgenössischer Kunst, und da ist mein Fachgebiet die Performance-Kunst. Beim Donaufestival darf ich sozusagen einmal im Jahr meine zweite Identität ausleben.

Das heißt, dass es im JMW irgendwann eine Ausstellung über jüdische Performerinnen geben könnte?

Das wäre ein durchaus spannendes Thema!

nu



„Diese ganze Welt male ich“

Arik Brauer, einer der Begründer der Wiener Schule des Phantastischen Realismus, wurde am 4. Jänner 90 Jahre alt. Das Jüdische Museum Wien präsentiert von 4. April bis 20. Oktober unter dem Titel „Alle meine Künste“ sein vielfältiges Werk.

VON ANDREA SCHURIAN (Text) und
JONATHAN MEIRI (Fotos)

Lächelnd wehrt Arik Brauer wenige Wochen nach seinem 90. Geburtstag nachträgliche Glückwünsche ab. „Ach“, sagt er mit dem für ihn typischen Humor, „das ist ja schon so lange her. Damals war man ja noch alt.“ Tatsächlich sieht man diesem sportlichen, energiegeladenen, redegewandten und malfreudigen Mann seine Lebensjahre nicht an. Altersmild? Vielleicht. Aber Auseinandersetzungen geht er nicht aus dem Weg. Früher nicht, und jetzt erst recht nicht. Auch wenn ihm dafür viel Gegenwind ins Gesicht bläst: Er bleibt dabei, dass er die Gefahren des muslimischen Judenhasses als virulenter erachtet als den rechten Antisemitismus. Als anlässlich der Holocaust-Gedenkveranstaltungen im vergangenen Jahr heftig darüber gestritten wurde, ob FPÖ-Politiker in Mauthausen dabei sein sollten oder

nicht, sprach er sich in Diskussionsveranstaltungen und Interviews stets explizit für deren Teilnahme aus: Denn „die Juden wissen ja, was passiert ist. Man macht solche Veranstaltungen doch, damit die Geschichte nicht in Vergessenheit gerät oder abgestritten und verharmlost wird. Und genau diejenigen, die das immer wieder betrieben haben, schließt man aus?“ Das sei blanker Unfug. „Die Demokratie ist eine zarte Pflanze, das wissen wir, und man muss sie ununterbrochen pflegen und gießen. Denn die Demokratie zeigt die unterschiedlichen Interessen, die unterschiedlichen Denkweisen und die unterschiedlichen Gefühle der Bevölkerung. Das ist sehr kompliziert und sehr mühsam, und vielen Menschen geht das auf die Nerven.“ Seine Festrede bei der Gedenkveranstaltung zum Ende des Zweiten Weltkriegs im Bundeskanzleramt war klug, allgemeingültig – und sehr persönlich. Arik Brauer ist ein homo politicus, dem im

Leben das wichtig ist, was auch seine Kunst ausmacht: Nuanciertheit, Aufrichtigkeit, Vielfalt, Fantasie.

Die Summe aller Träume

Arik Brauer, immerjunges Multitalent: dreifacher Familien- und vielfacher Großvater. Bühnenbildner. Begeisterter Skifahrer. Friedensaktivist in Israel. Baukünstler, der sich mit einem Wohnhaus in der Wiener Gumpendorfer Straße einen Wunschtraum erfüllte. Sänger, der mit seinen Dialekt-songs den Austropop mitbegründete. Und, natürlich: Arik Brauer, der Maler. So, als wäre Kunst nur ein anderes Wort für Leben – und Leben wiederum die Summe aller Träume, schaurig wie die *Hakenkreuzigung*. Schön wie die *Baumseele*. Poetisch wie der *Spaziergang mit Enkelin*: „Natürlich ist das erzählerische Malerei. Aber wenn jemand sagt, das ist Illustration, bin ich auch nicht traurig. Es sind ja Milliarden von unsichtbaren Lebewesen hier im Raum. Diese ganze

Arik Brauer ist ein homo politicus, dem im Leben das wichtig ist, was auch seine Kunst ausmacht: Nuanciertheit, Aufrichtigkeit, Vielfalt, Fantasie.

Welt male ich, meine Fantasie entzündet sich erst, wenn alles da ist.“ Und, ja, tatsächlich alles da: Paradiesische Landschaften, Pflanzen, Tiere, Lebenslüste. Schöpfungsfantasien, Fabelwesen. „Mir geht es um die Komposition. Die ist im Grunde abstrakt.“ Letztlich geht es also um die Farbe. Nicht nur auf dem Bild. *Die Farben meines Lebens* heißt denn auch Brauers 2005 im Amalthea-Verlag erschienene Autobiografie, 2014 wurde das berührende Puzzle aus Erlebtem und Erdachtem neu aufgelegt. Über seine Wanderjahre schreibt er, als er mit dem Rad halb Europa und Israel erstampelte; über die Studienzeit, seine Frau Naomi, seine Töchter, über die

Pariser Zeit, seine kommunistische Begeisterung und spätere herbe Ernüchterung; den Stalinismus empfindet er eigentlich noch schlimmer als das Hitlerregime. Gemessen an der Zahl der Opfer verliert er in seinen Erinnerungen den „ersten Preis der Hölle an Mao Tse Tung“.

Er schildert, wie man ihn 1939 als „Judenbengel“ beschimpfte und in eine der Judenschulen steckte, bis 1942 auch die letzte geschlossen wurde. Sein Vater, ein aus Litauen stammender jüdischer Schuhmacher, wurde im KZ ermordet, er selbst überlebte zunächst als Tischlergehilfe im Ältestenrat der Kultusgemeinde, zuletzt in einem



Für ihn ist ein Atom kein kleines Körnerl, sondern ein Prinzip: Arik Brauer.

Versteck. Seine Beziehung zu Österreich habe das nicht verändert, denn „ich habe ein Verhältnis zu Menschen, nicht zu Ländern. Und ich habe gelernt, dass das Paketeschnüren – die Araber, die Österreicher, die Deutschen – das Leben zwar einfacher macht, aber der Wahrheit noch weniger nahek kommt, als wenn man Menschen einzeln beurteilt. Schon im Talmud steht: Jeder



„Die österreichischen Kultureliten wollten nach dem Krieg modern sein. Wir aber bezogen uns auf die Renaissance, auf Hieronymus Bosch.“

Mensch ist eine ganze Welt. Und wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt.“

Ottakringer Wunderkind

Nein, es war keine gute Zeit, in die er hineingeboren wurde. Der New Yorker Börsenkrach 1929 wirkte bis nach Österreich, die faschistische Heimwehr lehrte die junge Demokratie das Fürchten. Es herrschte sibirische Kälte bis zu minus 30 Grad, Menschen erfroren auf der Straße, als am 4. Jänner 1929 der kleine Erich Bauer das Licht der Welt erblickte: „Wir lebten in einer Zimmer-Kuchl-Wohnung in Ottakring. Heute würde man das als tiefstes Elend bezeichnen. Aber damals waren wir wohl situiert. Wir konnten im Sommer sogar aufs Land fahren. Im Zimmer

Schule des Phantastischen Realismus zur ersten erfolgreichen Kunst-Trademark im Nachkriegsösterreich wurde. Vom Publikum wurden die phantastischen Fünf wie Popstars verehrt, ihre Gruppenausstellung beispielsweise wanderte von 1953 bis 1964 als Blockbuster rund um die Welt. „Nur die österreichische Kritik hat uns jahrzehntelang geradezu mit Hass verfolgt – oder besser gesagt: gar nicht wahrgenommen. Ich weiß natürlich, warum man uns hier ignorierte: Die österreichischen Kultureliten wollten nach dem Krieg weg vom Image des Zurückgewandtseins, wollten modern sein. Wir aber bezogen uns auf die Renaissance, auf Hieronymus Bosch, auf den Jugendstil, waren also ein Hemmschuh. Manchmal werden Berechnun-

in seinen Bildwelten mit dem Alten Testament. So hat er, fasziniert von der „Gewalt der hebräischen Sprache, von der Poesie der Schilderungen und Vergleiche, vom plastischen Realismus in der Balance zwischen Historie und Erfindung“ die *Haggada schel Pessach* 1979 das erste und 2014 ein zweites Mal illustriert: Geschichten von Plagen und Seuchen, Hoffnung und Gottvertrauen. Eine Frage seiner damals zehnjährigen Enkelin, was denn eigentlich vor dem Urknall war, beantwortete er, fasziniert vom Ringen der Menschen und ihrer Sehnsucht nach einer gerechten Welt, im vergangenen Jahr mit seinem Buch *Das Alte Testament: Erzählt von Arik Brauer*. Nein, religiös sei er aber nicht und Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde



Immer wieder beschäftigt Arik Brauer sich in seinen Bildwelten mit dem Alten Testament

Bühnenbildner. Begeisterter Skifahrer. Friedensaktivist in Israel. Baukünstler, der sich einen Wunschtraum erfüllte. Sänger, der mit seinen Dialektsongs den Austropop mitbegründete. Und, natürlich: Arik Brauer, der Maler.

stand ein Stutzflügel, wir haben viel musiziert, gesungen, Gedichte gelesen. Nur gemalt hat niemand – außer mir. Ich konnte mit sieben, acht Jahren schon Porträts zeichnen. Bei manchen Besuchen fiel das Wort Wunderkind.“ Sofort nach Kriegsende bewarb er sich, gerade 16 Jahre alt geworden, an der Wiener Akademie der bildenden Künste, studierte zunächst bei Robin Ch. Andersen, später bei Albert Paris Gütersloh. Seine Studienkollegen: Anton Lehmden, Ernst Fuchs, Rudolf Hausner, Wolfgang Hutter. Eine verschworene Fünferbande, deren Wiener

gen aufgestellt: Wie viele Bilder sind in wie vielen Museen? Da schneiden wir Phantasten schlecht ab. Natürlich gibt es Museen, die Bilder von uns haben – aber verglichen beispielsweise mit Arnulf Rainer ist das gar nichts. Aber ich habe in meinem Leben etwa 1300 Bilder verkauft. Wenn man sagt, das waren lauter Kitschkäufer, dann ist das natürlich bedeutungslos. Aber wenn man davon ausgeht, dass es Angehörige der europäischen Kulturelite sind, dann kann ich schon ertragen, dass ich nicht im Centre Pompidou hänge.“ Immer wieder beschäftigt Brauer sich

eher aus Tradition und Konvention – und weil sie über den religiösen Aspekt hinaus eine Bedeutung habe als Vereinigung einer Minderheit. „Aber Gott? Das ist nichts. Vielleicht sagt man wie ein Kind: Gott ist ein Mann. Daran glaube ich nicht; dass wir sein Ebenbild sind, schon gar nicht. Das wäre traurig. Ich sehe zwischen Materie und Geist keinen Unterschied. Ein Atom ist kein kleines Körndel, sondern ein Prinzip. Ich bin Agnostiker, ich habe mich damit abgefunden, dass ich nicht herausfinden werde, woher ich komme und wohin ich gehe.“

nu

Ein Fotoschatz aus einer vergangenen Welt

Im Wiener Fotoatelier Setzer traf sich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Crème der Wiener jüdischen Gesellschaft. In Zusammenarbeit mit einem Expertenteam hat sich der Verein Archiv Setzer-Tschiedel zur Aufgabe gemacht, diesen Fotoschatz aufzuarbeiten.

VON MARIE-THERES ARNBOM

Vor zwölf Jahren erzählte mir mein Freund, der Fotohistoriker Gerald Piffel, erstmals begeistert von einer Wiederentdeckung des Fotografen Franz Xaver Setzer, der die Wiener Künstler der Zwischenkriegszeit ebenso abbildete wie die Aristokratie und das jüdische Großbürgertum. Ein Schatz, der im Dornröschenschlaf lag – und zugleich,

oh Wunder, im 7. Bezirk in Wien die Zeiten überdauerte. Die Erben ahnten damals noch nicht in vollem Umfang, was sich hier erschloss.

In einem ersten Schritt wurde der Index zu den sogenannten „Plattenbüchern“ abgetippt. Sie enthielten lückenhafte Informationen, die aber doch ein wenig Aufschluss boten. Bezeichnungen wie „das Kind“, „Bubi“, „Mädi“ führten nur peripher zu den abgebildeten Personen. Die Künstler hingegen erschlossen sich sofort – darunter befanden sich berühmte Porträts von Stefan Zweig, Arthur Schnitzler, Felix Salten, Maria Jeritzka oder Grete Wiesenthal, die im Laufe der Jahrzehnte oftmals publiziert wurden. Und so folgte der nächste Rechenschritt mit Hilfe von Anno, dem hilfreichen Portal der Nationalbibliothek, das Zeitungen und Zeitschriften digitalisiert. Beim Durchblättern der Zeitungen – damals gab es noch keine Volltextsuche – fanden sich unzählige Abbildungen bekannter und unbekannter Personen, mit Namen oder anonymisiert. Und zugleich wurde bewusst, welch große Bedeutung das Fotoatelier Setzer hatte. Hier traf sich die elegante Welt und das jüdische Großbürgertum. 1938 bedeutete das vorläufige Ende des Ateliers: Die Klientel war plötzlich vogelfrei, verhasst, verfolgt, vertrieben. Franz Xaver Setzer starb 1939.

Doch wie durch ein Wunder bleiben die Glasplatten trotz Bombentreffern erhalten. Es dauerte viele Jahrzehnte, bis Gerald Piffel die Bedeutung des Ar-

Maria Orska (1893–1930), Theater- und Filmschauspielerin

chivs erkannte. Dank seiner Initiative gibt es nun den Verein Archiv Setzer-Tschiedel, betrieben von den Archiv-Erben Wolfgang und Michael Tschiedel. Vor allem die Einordnung der Klientel aus dem jüdischen Großbürgertum steht im Vordergrund der Aufarbeitung. Diese vergessene, weil vertriebene oder ermordete Gesellschaftsschicht prägte das politische, kulturelle und gesellschaftliche Leben Österreichs wesentlich mit. Mithilfe von Nachkommen und Freunden soll nun – in Zusammenarbeit mit einem Team aus Genealogen und Historikern und unter der fachkundigen Leitung von Georg Gaugusch – diesen Menschen ihr Bild und ihre Geschichte zurückgegeben werden.

Ein aufwändiges Unterfangen, das erst zu zehn Prozent finanziert ist – die Stadt Wien hat die Bedeutung dieses Projekts noch nicht erkannt. Aber gut Ding braucht Weile. Auf die ersten Presseberichte meldeten sich bereits mehr als hundert Nachkommen und Forscher, die Substanzielles beitragen konnten. Unter www.werwienpraegte.at kann die Namensliste abgerufen werden. Jede Information trägt dazu bei, diesen Teil der vergessenen jüdischen Geschichte Wiens wieder sichtbar zu machen.

nu



Max Reinhardt (1873–1943), Theater- und Filmregisseur



© PHOTOARCHIV SETZER-TSCHIEDEL/IMAGNOPICTUREDESK.COM

© PHOTOARCHIV SETZER-TSCHIEDEL/IMAGNOPICTUREDESK.COM



Zwei Juden, drei Meinungen

VON PAUL CHAIM EISENBERG

Es gibt einen bekannten Witz, den man in einem Satz erzählen kann: Zwei Juden haben drei Meinungen. Während manche glauben, dass wir Juden eine monolithische Religionsgruppe sind, ist die Realität leider anders: Es gibt kaum ein Gebiet, auf dem alle Juden einer Meinung sind. Und es ist ein bisschen spitz, zu sagen, dass zwei Juden sogar mehr als zwei Meinungen vertreten können. Eine sehr klassische Anekdote zu diesem Thema lautet: Ein Jude war einmal schiffbrüchig und lebte einige Jahre allein auf einer Insel. Durch Zufall kam ein Schiff in die Nähe. Die Leute sahen den Mann und boten ihm an, ihn wieder zurück in die Zivilisation zu bringen. Der Jude sagte: „Ich komme gern mit euch, möchte euch aber vorher zeigen, was ich auf dieser Insel alles gebaut habe.“ Er zeigte ihnen ein Haus und eine Synagoge, dann ein Feld und noch eine Synagoge. Verwundert fragten die Retter, wozu ein Mensch zwei Synagogen brauche. Und er antwortete, indem er auf eine der beiden zeigte: „In diese gehe ich nicht.“ Die Quelle dieser Erzählung ist aber eine ganz ernste, nämlich, dass für viele gesetzliche Fragen Diskussionen unter den Talmud-Gelehrten entstanden sind. Es handelte sich dabei immer wieder um Auslegungen von biblischen Vorschriften. Kein Rabbiner kann diese außer Kraft setzen und beispielsweise sagen, dass man am Schabbat arbeiten darf. Aber darüber,

was genau eine Arbeit am Schabbat ist, könnte es Diskussionen geben. Wählen wir ein leichteres Beispiel.

Acht Tage, acht Kerzen

Zum Chanukka-Fest werden Lichter in einem Leuchter entzündet, um an das Wunder zu erinnern, dass ein Krüglein Öl, das nur für einen Tag gereicht hätte, acht Tage lang Licht spendete. So sagte der berühmte Rabbiner Schamai: „Man zündet am ersten Abend acht Kerzen, am zweiten sieben, und so immer weniger, bis man am letzten Tag nur mehr eine Kerze anzündet.“ Sein klassischer Kontrahent Hillel hingegen meinte, man zündet am ersten Tag eine Kerze und an den folgenden Tagen zwei, drei, vier, bis man am letzten Tag acht Kerzen entzündet. Beide begründen ihre Meinung. Schamai sagt: „Auch wenn das Licht so lange brannte, so ist es doch eindeutig, dass es immer weniger wurde.“ Hillel wiederum sagt: „Bei geweihten Dingen soll man nicht reduzieren, daher heißt es immer mehr Kerzen.“ Für den Normalsterblichen ist das wahrscheinlich alles ein wenig zu spitzfindig. Aber so sind wir Juden eben. Und es gab noch eine dritte Meinung, die allerdings von einer anderen Person stammt, dass nämlich an jedem Abend nur eine Kerze gezündet wird. Die jüdische Welt entschied sich, so wie Hillel zu verfahren, und so werden heute in allen jüdischen Häusern zum Chanukka-Fest eine, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht Kerzen angezündet. Warum muss der Talmud diese ganze Diskussion so detail-

liert bringen? Wäre es nicht einfacher, nur Hillels Meinung zu erwähnen? Eine Antwort dafür könnte sein: Was macht ein Jude, der allein auf einer Insel ist – kommt uns das nicht bekannt vor? –, wenn er vor Chanukka feststellt, dass er nur acht Kerzen hat? Wenn er am ersten Abend eine Kerze anzündet, am zweiten zwei, am dritten drei – dann bleiben ihm nicht genug Kerzen und er muss an den anderen Abenden auf das Anzünden der Kerzen verzichten. In diesem Fall kann er die dritte Meinung in Betracht ziehen, wonach man an jedem Tag nur eine Kerze zündet.

Wann es Abend wird

Sogar was den Schabbat betrifft, hat ein solcher Gelehrtenstreit zu einer wichtigen Entscheidung geführt, die heute überall so praktiziert wird: Jeder Tag, so auch der Schabbat, beginnt bei uns Juden am Abend davor, also am Freitagabend, und er endet am Samstagabend. Es ist aber überraschenderweise so, dass der Schabbat nicht 24, sondern 25 Stunden dauert, nämlich von Freitag, Sonnenuntergang (da gibt es noch ein wenig Licht) bis Samstag

entweihen. Und so wurde entschieden, den Kompromiss zu wählen: Wir beginnen Schabbat bei Sonnenuntergang und enden nach Einbruch der Dunkelheit. Damit können beide leben, auch wenn sie schon lange tot sind ...

Gelehrte Gründe

Ein moderneres Beispiel, wo der Kompromiss nicht ganz gelungen ist: Dieser betrifft das Pessach-Fest, das ja in diesen Tagen gefeiert wird. Zu Pessach essen Juden kein Brot, sondern Mazzes, also ungesäuertes Brot, weil die Thora berichtet, dass die Juden so schnell aus Ägypten auszogen, dass der vorbereitete Teig nicht zu Brot wurde. Jahrtausende wurde dieses Brot selbstverständlich mit der Hand gerührt und geknetet und in einem Ofen gebacken, wobei vor allem auf die Geschwindigkeit Wert gelegt wird, damit der Teig nicht womöglich doch gärt. Im 19. Jahrhundert erfanden jüdische Ingenieure eine Maschine zum Mazzesbacken. Sofort entstand ein Gelehrtenstreit darüber, ob man diese Maschine verwenden darf. In Osteuropa haben sehr viele, vor allem chassi-

Für den Normalsterblichen ist das wahrscheinlich alles ein wenig zu spitzfindig. Aber so sind wir Juden eben.

(Sternenaufgang bzw. volle Dunkelheit). Diese unlogisch klingende Regel entstand aus einem Gelehrtenstreit. Die Juden können sich über nichts einigen, nicht einmal, wann eigentlich Abend ist. Ein Rabbi war der Meinung, es sei Abend, wenn die Sonne untergeht. Ein anderer Rabbi war der Meinung, Abend sei erst bei voller Finsternis. Würden wir nach Rabbi eins gehen, würden wir den Schabbat von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang feiern und könnten Samstagabend nach Sonnenuntergang wieder arbeiten. Dann würden wir aber, nach der Meinung des zweiten Rabbi, am Schabbat arbeiten, denn bei ihm endet er ja erst circa eine Stunde später, nämlich nach Einbruch der vollen Dunkelheit. Wenn wir nach der Meinung des zweiten Rabbi den Schabbat feiern würden, dann könnte ein Jude am Freitagabend vor Einbruch der vollen Dunkelheit noch arbeiten, würde dann aber den Schabbat nach der Meinung des ersten Rabbiners

dische, Rabbiner die Benützung dieser Maschine aus verschiedenen, auch technischen, Gründen verboten. Sie befürchteten in erster Linie, dass in dieser Maschine das Gären des Teiges nicht überprüft und vermieden werden könnte. Vor allem deutsche Rabbiner, die vielleicht die Technik besser verstanden, argumentierten umgekehrt: dass nämlich diese Maschinen besonders gut vermeiden konnten, dass der Teig zu gären begann. Hier kam es, anders als beim Schabbat, zu keinem Kompromiss. Ich habe zwei Schwiegersöhne, von denen einer aus Deutschland stammt, der andere aus Osteuropa. Der eine isst zu Pessach nur Handmazzes, der andere nur Maschinenmazzes. In dem Fall: zwei Juden – (nur) zwei Meinungen.

P.S.: Ein gutes Beispiel dafür, wie die Zerstreuung der Juden in der Diaspora, die in dieser **NU**-Ausgabe Thema ist, auch zu verschiedenen religiösen Gebräuchen geführt hat.

nu

Autorinnen und Autoren



Marie-Theres Ambom

ist Historikerin, Autorin, Kuratorin und Kulturmanagerin. Sie veröffentlicht Bücher und Beiträge zu zeit- und kulturhistorischen Themen, die sie als Kuratorin auch in Museen in Szene setzt. 2004 gründete sie das Kindermusikfestival St. Gilgen.



Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 bei der Tageszeitung *Der Standard*, seine Schwerpunkte als Rezensent sind Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie. Er hat auch zahlreiche Bücher publiziert, darunter im Metro-Verlag sowie bei Styria.



Alan M. Dershowitz

Der in Brooklyn geborene US-amerikanische Jurist, Hochschullehrer und Publizist ist einer der bekanntesten Strafverteidiger seines Landes und seit 1993 Inhaber eines Lehrstuhls für Rechtswissenschaften an der Harvard University.



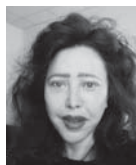
Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat, Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, langjähriger Herausgeber (bis 2017) und Autor von **NU**.



Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



Eric Frey

ist Chef vom Dienst bei der Wiener Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitungen *Financial Times* und *The Economist* sowie Buchautor.



Danny Leder

ist Journalist, seit 1981 in Paris tätig, u.a. Korrespondent des Kurier. Laufende Veröffentlichungen zum Verhältnis zwischen Juden und Muslimen in Frankreich. Homepage: www.danny-leder.net



Georg Markus

gehört er zu den erfolgreichsten Schriftstellern und Zeitungskolumnisten Österreichs. Der Bestsellerautor ist ein profunder Kenner der österreichischen Geschichte, genauer Beobachter des Zeitgeschehens und begnadeter Geschichtenerzähler. Er hat mehr als 25 Bücher verfasst.



Mark Elias Napadenski

studiert Kunstgeschichte in Wien. Der Sohn einer aschkenasisch-kafkasischen Familie arbeitet u.a. im Forschungsprojekt „Stadt-Land-Kind“ mit und betreut für das Hilfswerk einmal pro Woche Menschen mit Beeinträchtigungen.



Michael Pekler

Der NU-Chef vom Dienst ist Filmkritiker und -buchautor. Er schreibt u.a. für das Schweizer *Filmbulletin*, den *Freitag* und den *Falter*.



Kat Rohrer

Die österreichische Dokumentarfilmerin hat in New York die School of Visual Arts absolviert. In ihrer Doku *Back to the Fatherland* (Ko-Regisseurin: Gil Levanon) thematisiert sie, warum junge Israelis nach Deutschland oder Österreich emigrieren.



Doris Priesching

betreut in der Tageszeitung *Der Standard* im Ressort Kommunikation/Etat die Themen Medien und Fernsehen. Die studierte Publizistin, Politologin und Germanistin schrieb Bestseller mit Erni Mangold, Christine Nöstlinger und zuletzt mit Ursula Strauss.



Michael Reinprecht

ist Diplomat, war zuletzt European Union Fellow an der USC in Los Angeles, davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel und Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien.



Hedi Schneid

hat in Salzburg Publizistik, Politologie und Soziologie studiert. Sie ist seit vielen Jahren Redakteurin im Wirtschaftsressort der Tageszeitung *Die Presse* und betreut dort wichtige Industrie- und Finanzbereiche. (Luftfahrt, Stahl/Alu, Post, Telekom).



Andrea Schurian

Die **NU**-Chefredakteurin ist Autorin einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaften.



Nathan Spasić

ist freischaffender Fotograf aus Wien und studiert an der Universität für angewandte Kunst. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Derzeit arbeitet er an einem Dokumentarfilm über den Jugoslawienkrieg.



Maram Stern

ist Vizepräsident und stellvertretender Geschäftsführer des Jüdischen Weltkongresses (WJC) und leitet seit 1989 das Brüsseler Büro der Organisation.



Ljubiša Tošić

Der in Belgrad geborene, promovierte Musikwissenschaftler ist erster Musikkritiker der Tageszeitung *Der Standard*. Als er neun war, emigrierte seine Familie aus Serbien nach Wien.



Thomas Trenkler

ist Kulturredakteur beim *Kurier*.



René Wachtel

lebt in Wien, ist selbständig.

IMPRESSUM

**HERAUSGEBER
UND MEDIENINHABER**
Arbeitsgemeinschaft
jüdisches Forum
Gölsdorfasse 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian
(Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Vera Ribarich (Lektorat)

SATZ & LAYOUT

Ivan Srecković
DRUCK
Riedeldruck GmbH
Bockfließstraße 60,
2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft
jüdisches Forum mit Sitz in 1010
Wien, Gölsdorfasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung: **NU**
ist ein Informationsmagazin für
Juden in Österreich und für ihnen
nahestehende, an jüdischen
Fragen interessierte Menschen.

NU will den demokratischen
Diskurs fördern.

*Eine
Schauff*

12. 4.
2019

WIEN.

16. 2.
2020

*im
Spiegel der
Literatur*

Literaturmuseum

Johannesgasse 6, 1010 Wien

www.onb.ac.at

**Österreichische
Nationalbibliothek**

Foto: Ernst Schauder

Entgeltliche Einschaltung

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER ZEITUNG 

Zusammenhänge verstehen